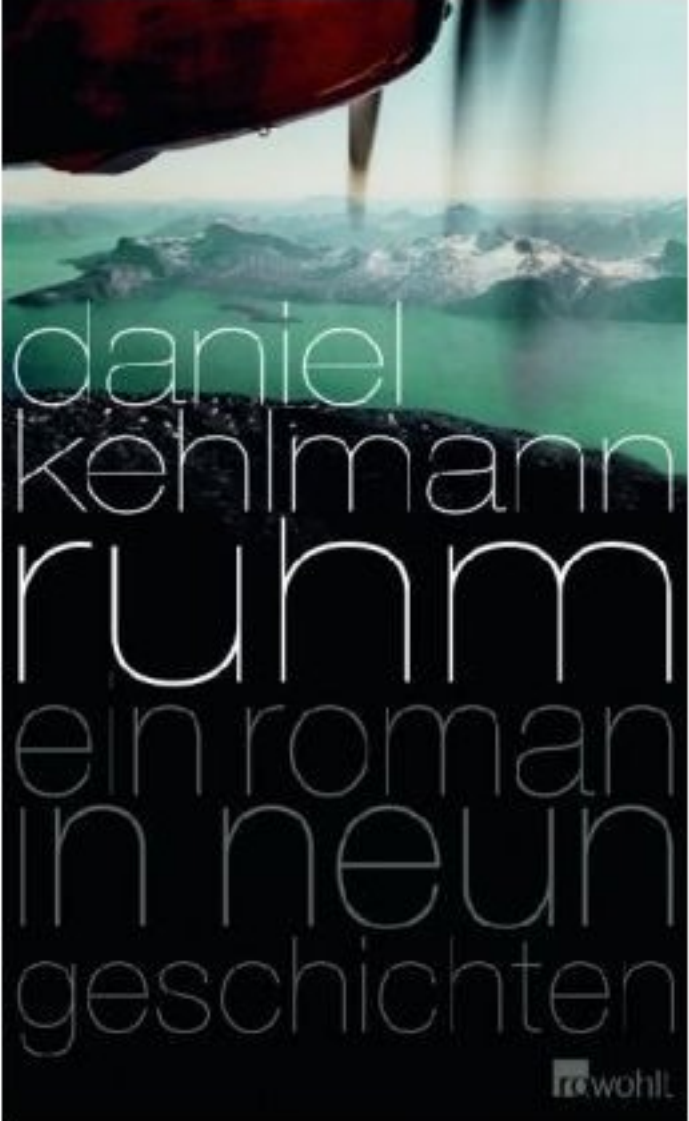

daniel
kehlmann
ruhm
ein roman
in neun
geschichten
rowohlt

Stimmen

Noch bevor Ebling zu Hause war, läutete sein Mobiltelefon. Jahrelang hatte er sich geweigert, eines zu kaufen, denn er war Techniker und vertraute der Sache nicht. Wieso fand niemand etwas dabei, sich eine Quelle aggressiver Strahlung an den Kopf zu halten? Aber Ebling hatte eine Frau, zwei Kinder und eine Handvoll Arbeitskollegen, und ständig hatte sich jemand über seine Unerreichbarkeit beschwert. So hatte er endlich nachgegeben, ein Gerät erworben und gleich vom Verkäufer aktivieren lassen. Wider Willen war er beeindruckt: Schlechthin perfekt war es, wohlgeformt, glatt und elegant. Und jetzt, unversehens, läutete es.
Zögernd hob er ab.
Eine Frau verlangte einen gewissen Raff, Ralf oder Rauff, er verstand den Namen nicht.

Ein Irrtum, sagte er, verwählt. Sie entschuldigte sich und legte auf
Am Abend dann der nächste Anruf «Ralf!» rief ein heiserer Mann. «Was ist, wie läuft es, du blöde Sau?»
«Verwählt!» Ebling saß aufrecht im Bett. Es war schon zehn Uhr vorbei, und seine Frau betrachtete ihn vorwurfsvoll.
Der Mann entschuldigte sich, und Ebling schaltete das Gerät aus.
Am nächsten Morgen warteten drei Nachrichten. Er hörte sie in der S-Bahn auf dem Weg zur Arbeit. Eine Frau bat kichernd um Rückruf. Ein Mann brüllte, daß er sofort herüberkommen solle, man werde nicht mehr lange auf ihn warten; im Hintergrund hörte man Gläserklirren und Musik. Und dann wieder die Frau: «Ralf, wo bist du denn?»
Ebling seufzte und rief den Kundendienst an.
Seltsam, sagte eine Frau mit gelangweilter Stimme. So etwas könne überhaupt nicht passieren. Niemand kriege eine Nummer, die schon ein anderer habe. Da gebe es jede Menge Sicherungen.
«Es ist aber passiert!»
Nein, sagte die Frau. Das sei gar nicht möglich.
«Und was tun Sie jetzt?»
Wisse sie auch nicht, sagte sie. So etwas sei nämlich gar nicht möglich.
Ebling öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wußte, daß jemand anderer sich nun sehr erregt hätte -

aber so etwas lag ihm nicht, er war nicht begabt darin. Er drückte die Auflegetaste.
Sekunden später läutete es wieder. «Ralf?» fragte ein Mann.
«Nein.»
«Was?»
«Diese Nummer ist ... Sie wurde aus Versehen ... Sie haben sich verwählt.»
«Das ist Ralfs Nummer!»
Ebling legte auf und steckte das Telefon in die Jackentasche. Die S-Bahn war wieder überfüllt, auch heute mußte er stehen. Von der einen Seite preßte sich eine fette Frau an ihn, von der anderen starrte ein schnurrbärtiger Mann ihn an wie einen verschworenen Feind. Es gab viel, das Ebling an seinem Leben nicht mochte. Es störte ihn, daß seine Frau so geistesabwesend war, daß sie so dumme Bücher las und daß sie so erbärmlich schlecht kochte. Es störte ihn, daß er keinen intelligenten Sohn hatte und daß seine Tochter ihm so fremd vorkam. Es störte ihn, daß er durch die zu dünnen Wände immer den Nachbarn schnarchen hörte. Besonders aber störten ihn die Bahnfahrten zur Stoßzeit. Immer so eng, immer voll, und gut gerochen hatte es noch nie.
Seine Arbeit aber mochte er. Er und Dutzende Kollegen saßen unter sehr hellen Lampen und untersuchten defekte Computer, die von Händlern aus dem ganzen Land eingeschickt wurden. Er wußte, wie fragil die kleinen denkenden Scheibchen waren, wie kompliziert und rätselhaft.

Niemand durchschaute sie ganz; niemand konnte wirklich sagen, warum sie mit einem Mal ausfielen oder sonderbare Dinge taten. Man suchte schon lange nicht mehr nach Ursachen, man tauschte einfach so lange Teile aus, bis das ganze Gebilde wieder funktionierte. Oft stellte er sich vor, wieviel in der Welt von diesen Apparaten abhing, von denen er doch wußte, daß es immer eine Ausnahme war und ein halbes Wunder, wenn sie genau das taten, was sie sollten. Abends im Halbschlaf beunruhigte ihn diese Vorstellung - all die Flugzeuge, die elektronisch gesteuerten Waffen, die Rechner in den Banken - manchmal so sehr, daß er Herzklopfen bekam. Dann fragte Elke ihn ärgerlich, warum er nicht ruhig liege, da könne man sein Bett ja ebensogut mit einer Betonmischmaschine teilen, und er entschuldigte sich und dachte daran, daß schon seine Mutter ihm gesagt hatte, er sei zu empfindsam.
Als er aus der Bahn stieg, läutete das Telefon. Es war Elke, die ihm sagte, er solle noch Gurken kaufen, heute abend auf dem Heimweg. Im Supermarkt in ihrer Straße gebe es die jetzt besonders billig.
Ebling versprach es und verabschiedete sich schnell.
Das Telefon läutete wieder, und eine Frau fragte ihn, ob er sich das gut überlegt habe, auf so eine wie sie verzichte man nur, wenn man ein Idiot sei. Oder sehe er das anders?
Nein, sagte er, ohne nachzudenken, er sehe das genauso.
«Ralf!» Sie lachte.

Eblings Herz klopfte, sein Hals war trocken. Er legte auf.
Den ganzen Weg bis zur Firma war er verwirrt und nervös. Offensichtlich hatte der ursprüngliche Besitzer der Nummer eine ähnliche Stimme wie er. Wieder rief er beim Kundendienst an.
Nein, sagte eine Frau, man könne ihm nicht einfach eine andere Nummer geben, es sei denn, er bezahle dafür.
«Aber diese Nummer gehört jemand anderem!»
Unmöglich, antwortete sie. Da gebe es-
«Sicherungen, ich weiß! Aber ich bekomme ständig Anrufe für ... Wissen Sie, ich bin Techniker. Ich weiß, daß sich bei Ihnen dauernd Leute melden, die von nichts eine Ahnung haben. Aber ich bin vom Fach. Ich weiß, wie man-»
Sie könne gar nichts tun, sagte sie. Sie werde sein Anliegen weiterleiten.
«Und dann? Was passiert dann?»
Dann, sagte sie, werde man weitersehen. Aber dafür sei sie nicht zuständig.
An diesem Vormittag konnte er sich nicht auf die Arbeit konzentrieren. Seine Hände waren zittrig, und in der Mittagspause hatte er keinen Hunger, obwohl es Wien er Schnitzel gab. Die Kantine hatte nicht oft Wiener Schnitzel, und normalerweise freute er sich schon am Tag vorher darauf Diesmal jedoch stellte er sein Tablett mit dem halbvollen Teller in die Stellage zurück, ging in eine stille Ecke des Eßsaals und schaltete sein Telefon ein.

Drei Nachrichten. Seine Tochter, die vom Ballettunterricht abgeholt werden wollte. Das überraschte ihn, er hatte gar nicht gewußt, daß sie tanzte. Ein Mann, der um Rückruf bat. Nichts an seiner Nachricht verriet, wem sie galt: ihm oder dem anderen. Und dann eine Frau, die ihn fragte, warum er sich so rar mache. Ihre Stimme, tief und schnurrend, hatte er noch nie gehört. Gerade als er ausschalten wollte, läutete es wieder. Die Nummer auf dem Bildschirm begann mit einem Pluszeichen und einer zweiundzwanzig. Ebling wußte nicht, welches Land das war. Er kannte fast niemanden im Ausland, nur seinen Cousin in Schweden und eine dicke alte Frau in Minneapolis, die jedes Jahr zu Weihnachten ein Foto schickte, auf dem sie grinsend ihr Glas hob. Auf die lieben Eblings stand auf der Rückseite, und weder er noch Elke wußte, wer von ihnen eigentlich mit ihr verwandt war. Er hob ab.

«Sehen wir uns nächsten Monat?» rief ein Mann. «Du bist doch auf dem Locarno-Festival? Die werden das nicht ohne dich durchziehen, nicht unter diesen Umständen, Ralf, oder?»

«Bin wohl dort», sagte Ebling.

«Dieser Lohmann. War ja zu erwarten. Hast du mit den Leuten von Degetel gesprochen?»

«Noch nicht.»

«Wird aber Zeit! Locarno kann uns sehr helfen, wie Venedig vor drei Jahren.» Der Mann lachte. «Und sonst? Clara?»

«Jaja», sagte Ebling.

«Du altes Schwein», sagte der Mann. «Ist ja unglaublich.»
«Finde ich auch», sagte Ebling.
«Bist du erkältet? Du klingst komisch.»
«Ich muß jetzt ... was anderes machen. Ich rufe zurück.»
«Schon gut. Änderst dich nie, was?»
Der Mann legte auf. Ebling lehnte sich an die Wand und rieb seine Stirn. Er brauchte einen Moment, bis er sich wieder zurechtfand: Dies war die Kantine, rings um ihn aßen die Kollegen Schnitzel. Gerade trug Rogler ein Tablett vorbei.
«Hallo, Ebling», sagte Rogler. «Alles klar?»
«Na sicher.» Ebling schaltete das Telefon aus.
Den ganzen Nachmittag war er nicht bei der Sache. Die Frage, welcher Teil eines Computers defekt war und wie es zu den Fehlern hatte kommen können, die die Händler in ihren kryptischen Schadensmeldungen beschrieben - Kunde sagt, Resettaster betätigt wg. Abschalten kurz v. Displäy aber zeigt Zerro an -, interessierte ihn heute einfach nicht. So fühlte es sich also an, wenn man etwas hatte, auf das man sich freute.
Er zögerte es hinaus. Das Telefon blieb ausgeschaltet, während er mit der S-Bahn nach Hause fuhr, es blieb ausgeschaltet, als er im Supermarkt Gurken kaufte, und auch während des Essens mit Elke und den zwei einander unter dem Tisch tretenden Kindern ruhte es in seiner Tasche, aber er konnte nicht aufhören, daran zu denken.

Dann ging er in den Keller. Es roch modrig, in einer Ecke stapelten sich Bierkisten, in einer anderen die Teile eines provisorisch zerlegten IKEA-Schranks. Ebling schaltete das Telefon ein. Zwei Nachrichten. Als er sie gerade anhören wollte, vibrierte das Gerät in seiner Hand: Jemand rief an.
«Ja?»
«Ralf.»
«Ja?»
«Was denn jetzt?» Sie lachte. «Spielst du mit mir?»
«Würde ich nie tun.»
«Schade!»
Seine Hand zitterte. «Du hast recht. Eigendich würde ich ... gerne mit dir ... »
«Ja?»
« ... spielen.»
«Wann?»
Ebling blickte sich um. Diesen Keller kannte er wie nichts anderes auf der Welt. Jeden Gegenstand hier hatte er selbst hingestellt. «Morgen. Du sagst, wann und wo. Ich bin da.»
«Ist das dein Ernst?»
«Finde es raus.»
Er hörte sie tief einatmen. «Im Pantagruel. Um neun. Du reservierst. »
«Mache ich.»
«Du weißt, daß es nicht vernünftig ist?»
«Wen interessiert das?» fragte Ebling.

Sie lachte, dann legte sie auf.
Diese Nacht faßte er zum ersten Mal seit langem wieder seine Frau an. Zunächst war sie nur verblüfft, dann fragte sie, was denn los sei mit ihm und ob er getrunken habe, dann gab sie nach. Lange dauerte es nicht, und während er sie noch unter sich spürte, war ihm, als täten sie etwas Ungehöriges. Ihre Hand klopfte an seine Schulter: Sie kriege keine Luft. Er entschuldigte sich, aber es dauerte noch ein paar Minuten, bevor er von ihr abließ und sich zur Seite rollte. Elke machte Licht, sah ihn vorwurfsvoll an und zog sich ins Badezimmer zurück.
Natürlich ging er nicht ins Pantagruel. Den ganzen Tag ließ er das Telefon ausgeschaltet, und um neun Uhr abends saß er mit seinem Sohn vor dem Fernseher und sah einem Fußballspiel der zweiten Liga zu. Er spürte ein elektrisches Prickeln, ihm war, als ob ein Doppelgänger von ihm, ein Vertreter seiner selbst in einem anderen Universum, gerade ein teures Restaurant aufsuchte und eine große, schöne Frau traf, die aufmerksam seinen Worten folgte, die lachte, wenn er etwas Geistreiches sagte, und deren Hand hin und wieder, wie aus Versehen, die seine berührte.
In der Halbzeit stieg er hinunter in den Keller und schaltete das Telefon ein. Keine Nachricht. Er wartete. Niemand rief an. Nach einer halben Stunde erst schaltete er es wieder aus und ging zu Bett; er konnte nicht mehr so tun, als ob das Fußballspiel ihn interessierte.
Er fand keinen Schlaf, und kurz nach Mitternacht stand er auf und tappte, barfuß und im Unterhemd, zurück in

den Keller. Er schaltete das Telefon ein. Vier Nachrichten. Noch bevor er sie abhören konnte, kam ein Anruf.
«Ralf», sagte ein Mann. «Entschuldige, daß ich so spät ... Ist aber wichtig! Malzacher besteht darauf, daß ihr euch übermorgen seht. Das ganze Projekt wackelt! Morgenheim wird auch dabei sein. Du weißt, was auf dem Spiel steht!»

«Mir egal«, sagte Ebling.

«Bist du irre?»
«Wird sich herausstellen.»
«Du bist wirklich verrückt!»
«Morgenheim blufft», sagte Ebling.
«Mut hast du jedenfalls.»
«Ja», sagte Ebling, «den habe ich.»
Als er die Nachrichten anhören wollte, läutete es schon wieder.
«Das hättest du nicht tun sollen!» Ihre Stimme war heiser und gepreßt.
«Wenn du wüßtest», sagte Ebling. «Ich hatte einen schrecklichen Tag.»
«Lüg nicht.»
«Warum sollte ich lügen?»
«Das ist doch wegen ihr! Das geht doch ... jetzt wieder ... mit euch?»
Ebling schwieg.
«Gib es wenigstens zu!»
«Sei nicht albern!» Er fragte sich, welche der Frauen, deren Stimmen er kannte, sie wohl meinte. Er hätte gerne

mehr über Ralfs Leben gewußt; schließlich war es zu einem kleinen Teil nun auch seins. Was tat Ralf wohl, wovon lebte er? Warum bekamen einige alles und andere wenig; manchen gelang so viel, anderen nichts, und mit Verdienst hatte das nichts zu tun.
«Entschuldige», sagte sie leise. «Es ist oft ... schwer mit dir.»
«Das weiß ich.»
«Aber einer wie du ... ist eben nicht wie die anderen.»
«Ich wäre gern wie alle», sagte Ebling. «Aber ich wußte nie, wie man das macht.»
«Also morgen?»
«Morgen», sagte Ebling.
«Wenn du wieder nicht kommst, ist es vorbei.»
Während er sich lautlos auf den Weg nach oben machte, dachte er darüber nach, ob es diesen Ralf wirklich gab. Plötzlich kam ihm unglaubhaft vor, daß Ralf da draußen existierte, seinen Angelegenheiten nachging und nichts von ihm wußte. Womöglich war Ralfs Dasein ja immer schon für ihn bestimmt gewesen, vielleicht hatte nur ein Zufall ihrer beider Schicksale vertauscht.
Es läutete erneut. Er hob ab, hörte ein paar Sätze und rief: «Absagen!»
«Bitte?» fragte eine erschrockene Frauenstimme. «Er ist extra angereist, wir haben so lang auf dieses Treffen hingearbeitet, damit-»
«Ich bin nicht auf ihn angewiesen.» Von wem mochte die Rede sein? Er hätte viel dafür gegeben, es zu wissen.

«Doch, das bist du!»
«Wird sich zeigen.» Eine Euphorie, wie er sie nie gekannt hatte, erfüllte ihn.
«Wenn du meinst.»
«Allerdings meine ich!»
Ebling mußte der Versuchung widerstehen, sich zu erkundigen, worum es überhaupt ging. Er hatte herausgefunden, daß er alles sagen konnte, solange er keine Fragen stellte, die Leute aber sofort Verdacht schöpften, wenn er etwas wissen wollte. Gestern hatte ihm eine Frau, deren rauhe Stimme ihm besonders gefiel, auf den Kopf zugesagt, daß er nicht Ralf sei - und zwar nur, weil er sich erkundigt hatte, wo in Andalusien sie denn eigentlich gewesen seien in jenem Sommer vor drei Jahren. So würde er wohl nie mehr über jenen Mann erfahren. Einmal war er vor dem Plakat des neuen Films mit Ralf Tanner stehengeblieben und hatte sich für ein paar schwindelerregende Sekunden vorgestellt, daß er womöglich die Telefonnummer des berühmten Schauspielers hatte, daß es dessen Freunde, Mitarbeiter und Geliebten waren, mit denen er seit einer Woche sprach. Möglich war es ja: Tanners Stimme und die seine waren sich ähnlich. Aber dann hatte er den Kopf geschüttelt und war schief lächelnd weitergegangen. Lange konnte es ohnehin nicht mehr dauern. Er machte sich keine Illusionen, früher oder später würde der Fehler korrigiert werden und das Telefon verstummen.
«Ach du schon wieder. Ich konnte nicht ins Pantagruel kommen. Sie ist wieder da.»

«Katjaa? Du meinst ... du bist wieder mit Katja?»
Ebling nickte und schrieb den Namen auf ein Blatt Papier. Er vermutete, daß die Frau, mit der er sprach, Carla hieß, aber er hatte noch nicht genug Indizien, um es wagen zu können, sie so anzureden. Leider nannte niemand mehr am Telefon den eigenen Namen: Die Nummern wurden angezeigt, und jeder ging davon aus, daß der andere vor dem Abheben schon wußte, wer anrief.
«Das verzeihe ich dir nicht.»
«Es tut mir leid.»
«Blödsinn. Es tut dir nicht leid!»
«Nun ja.» Ebling lehnte sich lächelnd an die Seitenwand des IKEA-Schranks. «Vielleicht nicht. Katja ist erstaunlich. »
Sie schrie eine Weile. Sie fluchte und drohte, und dann weinte sie auch noch. Aber da es ja schließlich Ralf war, der dieses Chaos angerichtet hatte, mußte Ebling kein schlechtes Gewissen haben. Mit klopfendem Herzen hörte er ihr zu. Er war der Seele einer aufregenden Frau noch nie so nahe gekommen.
«Nimm dich zusammen!» sagte er scharf. «Es konnte nicht funktionieren, das weißt du genau!»
Nachdem sie aufgelegt hatte, stand er eine Weile mit sanftem Schwindelgefühl da und horchte in die Stille, als wäre irgendwo noch Carlas Schluchzen zu hören.
Als er in der Küche Elke begegnete, blieb er verwundert stehen. Für einen Moment war es ihm vorgekommen, als stamme sie aus einem anderen Dasein oder einem Traum,

der mit dem wirklichen Leben nichts zu tun hatte. Auch diese Nacht zog er sie an sich, und auch diesmal gab sie zögernd nach, und währenddessen stellte er sich eine vor Leidenschaft hilflose Carla vor.
Am nächsten Tag, er war allein zu Hause, rief er zum ersten Mal eine der Nummern zurück. «Ich bin es. Wollte nur fragen, ob alles in Ordnung ist.»
«Wer ist denn dran?» fragte eine Männerstimme.
«Ralf!»
«Welcher Ralf?»
Ebling drückte schnell die Auflegetaste, dann versuchte er es mit einer anderen Nummer.
«Ralf, mein Gott! Ich habe gestern probiert, dich ... Ich habe ... Ich ... »
«Langsam!» sagte Ebling, enttäuscht, daß es keine Frau war. «Was ist?»
«Ich kann so nicht weitermachen.»
«Dann hör auf.»
«Es gibt keinen Ausweg.»
«Es gibt immer einen.» Ebling mußte gähnen.
«Ralf, willst du mir etwa sagen, daß ich ... endlich die Konsequenzen ziehen soll? Daß ich bis ans Ende gehen muß?»
Ebling schaltete durch die Fernsehkanäle. Aber er hatte kein Glück, überall schien es nur Volksmusik zu geben und Tischler, die Holzplatten bearbeiteten, und Wiederholungen von Serien aus den achtziger Jahren: die Trübseligkeit des Nachmittagsprogramms. Wieso konnte er das

eigentlich sehen, warum war er zu Hause und nicht bei der Arbeit? Er wußte es nicht. War es möglich, daß er einfach vergessen hatte hinzugehen?
«Ich schlucke die ganze Schachtel!»
«Ja, nur zu.» Ebling griff nach dem Buch, das auf dem Tisch lag. Der Weg des Selbst zu seinem Selbst von Miguel Austos Blancos. Auf dem Umschlag eine Sonnenscheibe. Es gehörte Elke. Mit spitzen Fingern legte er es weg.
«Dir fällt immer alles zu, Ralf. Du bekommst alles. Du hast keine Ahnung, was es heißt, immer der Zweite zu sein. Immer einer von vielen, immer dritte Wahl. Du kennst das nicht!»
«Das stimmt.»
«Ich tue es wirklich!»
Ebling schaltete das Telefon aus, für den Fall, daß der armselige Mensch ihn zurückrufen würde.
In dieser Nacht träumte er von Hasen. Sie waren groß, sie waren nicht putzig anzusehen, sie kamen aus dichtem Waldgestrüpp, sahen mehr wie dreckige Lumpenwesen aus als wie die netten Kerlchen aus dem Zeichentrickfilm und blickten ihn mit glimmenden Augen an. Hinter ihm im Dickicht krachte etwas, er fuhr herum, aber seine Bewegung störte alles auf, die Wirklichkeit zerrann, und er hörte Elke sagen, es sei ja nicht auszuhalten, wie könne einer so laut atmen, sie wolle endlich ihr eigenes Schlafzimmer.
Vom nächsten Morgen an war das Telefon stumm. Er wartete und horchte, aber es wollte nicht läuten. Als es

dann endlich doch am frühen Nachmittag läutete, war bloß sein Chefin der Leitung, der wissen wollte, warum er denn nicht gekommen sei in den letzten zwei Tagen, was ihm fehle und ob womöglich seine Krankschreibung verlorengegangen sei. Ebling entschuldigte sich und hustete zur Bekräftigung, und als sein Chef sagte, es sei ja nicht schlimm, das komme vor, keine Aufregung, er sei doch ein verdienter Mitarbeiter, und man wisse, was man an ihm habe, stiegen ihm vor Wut die Tränen in die Augen.
Am nächsten Tag sabotierte er drei Computer und stellte eine Festplatte so ein, daß sich genau einen Monat später alle Daten darauf löschen würden. Das Telefon schwieg.
Ein paarmal war er nahe daran, eine der Nummern anzurufen. Sein Daumen lag auf der Wähltaste, und er stellte sich vor, daß nur ein Moment ihn davon trennte, wieder eine jener Stimmen zu hören. Wäre er mutiger gewesen, er hätte den Knopf gedrückt. Oder irgendwo Feuer gelegt. Oder nach Carla gesucht.
Wenigstens gab es zu Mittag Wiener Schnitzel. Zweimal in acht Tagen - ein seltener Glücksfall. Ihm gegenüber saß Rogler und kaute entschlossen. «Der neue EI4», sagte er mit vollem Mund. «Da wird man ja wahnsinnig. Bei dem funktioniert noch gar nichts. Wer den kauft, ist selbst schuld.»
Ebling nickte.
«Aber was soll man machen?» rief Rogler. «Er ist neu. Ich will ihn auch haben! Es gibt doch sonst nichts.»

«Das stimmt», sagte Ebling. «Es gibt sonst nichts.»
«He», sagte Rogler. «Hör auf, dein Telefon anzustarren.»
Ebling zuckte zusammen und steckte es in die Tasche.
«Vor kurzem wolltest du noch gar keins, und jetzt machst du keinen Schritt mehr ohne. Aber entspann dich, so dringend ist sicher nichts.» Rogler zögerte einen Moment. Er schluckte, dann schob er sich ein Stück Schnitzel in den Mund. «Versteh das jetzt bitte nicht falsch. Aber wer sollte dich schon anrufen?»

Ein Roman ohne Hauptfigur! Verstehst du? Die Komposition, die Verbindungen, der Bogen, aber kein Protagonist, kein durchgehender Held.»
«Interessant», sagte Elisabeth müde.
Er sah auf die Uhr. «Wieso haben wir schon wieder Verspätung? Gestern war es genauso, was machen die nur, wieso passiert das immer wieder?»
«Das passiert eben.»
«Hast du gesehen, der Mann da drüben sieht aus wie ein Hund auf zwei Beinen! Aber woher kommen diese Verspätungen, warum kann man nicht einmal, als Versuch nur, einfach so, warum kann man nicht einmal pünktlich abfliegen?»
Sie seufzte. In der Wartehalle waren über zweihundert Menschen. Viele schliefen, ein paar lasen in schlecht gedruckten Zeitungen. Von der Wand grinste das Porträt

eines bärtigen Politikers unter einer sehr bunten Fahne. In einem Kiosk lagen Magazine, Krimis, Lebenshilfebücher von Miguel Auristos Blancos und Zigaretten aus.
«Glaubst du, diese Maschinen sind sicher? Ich meine, das sind doch alte Flugzeuge, die ihnen die Europäer verkaufen. Die dürfen bei uns gar nicht mehr aufsteigen, das ist kein Geheimnis, oder?»
«Nein.»
«Bitte?»
«Das ist kein Geheimnis.»
Leo rieb sich die Stirn. Er räusperte sich, öffnete und schloß den Mund, schneuzte sich umständlich. Dann sah er sie mit wäßrigen Augen an. «War das ein Scherz?»
Sie antwortete nicht.
«Das hätten die mir vorher sagen müssen, die hätten mich doch nicht einladen dürfen, ich meine, gibt es da keine Regeln? Die können mich nicht einladen, wenn das nicht sicher ist! Hast du die Frau da drüben gesehen, die schreibt gerade etwas auf. Warum? Was schreibt die? Aber sag, du hast doch einen Scherz gemacht, diese Maschinen sind nicht wirklich gefährlich, oder?»
«Nein, nein», sagte sie. «Keine Angst.»
«Das sagst du jetzt nur, um mich zu beruhigen!»
Sie schloß die Augen.
«Das wußte ich. Das sehe ich doch. Schau mal da drüben! Wenn das hier eine Geschichte wäre, würden wir zu dieser Gruppe gehören, und vor dem Abflug würde man uns vergessen. Wer weiß, was draus werden könnte!»

»Was sollte schon draus werden? Wir würden die nächste Maschine nehmen.»
«Wenn es eine gibt!»
Elisabeth schwieg. Sie hätte gerne geschlafen, es war noch früh, aber sie wußte, das würde er erst nach der Landung zulassen. Den ganzen Flug über würde sie ihm erklären müssen, daß Fliegen ganz ungefährlich und kein Absturz zu befürchten sei. Danach müßte sie sich ums Gepäck kümmern, und im Hotel wäre es an ihr, mit dem Rezeptionisten zu sprechen und dafür zu sorgen, daß der Zimmerservice etwas brachte, das auch Leo mit seinen kindischen Eßgewohnheiten für genießbar hielt. Und am späten Nachmittag hätte sie sicherzustellen, daß Leo bereit war, wenn man ihn zu seinem Vortrag abholte.
«Ich glaube, es geht los!» rief er.
Vorne am Ausgang der Halle hatte eine junge Frau Posten an einem der Stehpulte bezogen. Einige Leute standen auf, rafften ihr Gepäck zusammen und schlurften hinüber.
«Das dauert noch», sagte Elisabeth.
«Wir versäumen den Flug!»
«Sie fangen gerade erst an. Das dauert noch eine halbe Stunde.»
«Die fliegen ohne uns -«
» Warum bitte sollten sie -»
Aber er war schon aufgesprungen und stellte sich an.
Sie verschränkte die Arme und sah zu, wie seine schmale Gestalt langsam vorrückte. Schließlich war er an der

Reihe, zeigte seine Bordkarte und verschwand im Gang zum Flugzeug. Sie wartete. Fünfzehn, zwanzig, dreißig Minuten vergingen, immer noch wurden Passagiere abgefertigt. Als niemand mehr dastand, erhob sie sich und war Sekunden später in der Maschine. Sie schob sich durch den Mittelgang und setzte sich neben Leo.
«Das kannst du nicht mit mir machen! Ich dachte, du kommst nicht mehr. Ich habe schon überlegt, wie ich den Start abbrechen kann, aber hier versteht mich ja keiner, ich kann niemandem etwas erklären.»
Sie entschuldigte sich.
«Nein wirklich, das ist alles anstrengend genug, da kann ich nicht auch noch ... Hast du die zwei Kinder da vorne gesehen, die sind unheimlich. Besonders das kleine Mädchen. Grüne Augen! Die fliegen ganz allein, ohne Eltern.»
«Beeindruckend», sagte sie.
Er warf ihr einen langen Blick zu. «Ich bin schrecklich», sagte er dann. «Oder?»
«Naja.»
«Ich bin überhaupt nicht auszuhalten!»
Sie wiegte den Kopf.
«Ich verstehe, wenn du nach Hause möchtest. Natürlich würde ich dann auch heimfliegen. Ich könnte das nicht durchstehen ohne dich. Das Ganze war ohnehin ein Fehler, ich hätte nie zusagen dürfen, wie blödsinnig. Wollen wir nach Hause? Gleich?»
«Bitte. Nur eine Viertelstunde. Bitte sei ruhig.»

Er verstummte. Und tatsächlich schaffte er es, sich zusammenzunehmen und die nächsten zehn Minuten, während die Maschine anrollte, sich vom Boden löste und in den Himmel schoß, kein Wort zu sagen.
Sie hatten sich vor sechs Wochen kennengelernt, auf einer besonders langweiligen Party, und erst nachdem sie eine Weile mit ihm gesprochen hatte, war Elisabeth klargeworden, daß der seltsame, aber geistreiche Mann, der ständig seine Finger knetete und seinen Blick in Richtung der Zimmerdecke davonirren ließ, niemand anderer als Leo Richter war, der Autor vertrackter Kurzgeschichten voller Spiegelungen und unerwartbarer Volten von einer leicht sterilen Brillanz. Sie hatte erst vor kurzem seine Erzählungen über die Ärztin Lara Gaspard gelesen, und natürlich kannte sie seine berühmteste Geschichte, die von einer alten Frau und ihrer Reise ins Schweizer Sterbehilfezentrum handelte. Am nächsten Tag hatten sie sich wiedergesehen, am Abend darauf war sie schon in seine kärglich möblierte Wohnung mitgegangen, und zu ihrer Überraschung war Leo im Bett von einer Bestimmtheit, auf die sie nicht vorbereitet gewesen war. Sie hatte ihre Fingernägel in seinen Rücken geschlagen, die Augen einwärts gedreht und sich in seiner Schulter verbissen, und als sie einige kraftraubende Stunden später durch den frühen Morgen heimwärts gefahren war, hatte sie gewußt, daß sie ihn wiedersehen wollte und daß es in ihrem Leben vielleicht Platz für ihn gab.
In der nächsten Zeit hatte sie all seine Seiten kennen-

gelernt: seine Anfalle von Angst und Sorge, die Euphorie, die zuweilen aus dem Nichts über ihn kam, auch jene Phasen der Konzentration, in denen er in sich selbst zu verschwinden schien und sie, wenn sie ihn ansprach, mit einem Blick ansah, als könnte er nicht verstehen, wie sie in seine Nähe geraten war.
Er wiederum war fasziniert von ihrem Beruf. Bei ihren Einsätzen für Medecins sans frontieres - sei sie da wirklich mit einem Fallschirm abgesprungen, einem richtigen Schirm? Und gar in einem Kriegsgebiet?
Hier wechselte sie stets das Thema. Sie wußte, daß Neugierde zu seinem Wesen und Beruf gehörte, aber über einige Dinge wollte sie nicht sprechen. Wer es nicht selbst erlebt hatte, für den mußte es nach Phrasen klingen, nach Gerede; Worte reichten nicht aus, um zu beschreiben, wie es wirklich war. Wie es sich anfühlte, einen Mann, dem man selbst, und zwar mit ungenügender Anästhesie, die Beine amputiert hatte, wenige Meter vor dem wartenden Hubschrauber zu verlieren, zu dem man ihn über vor Hitze flimmernde Felder geschleift hatte, so daß alles umsonst gewesen war und man auf dem Rückflug bemerkte, daß man Teile der letzten Tage aus dem Gedächtnis verloren hatte, daß es da leere Stellen gab, als wäre man durch Erlebnisse gegangen, so drastisch und fremd, daß sie nicht ganz in die Wirklichkeit gehörten und sich der Erinnerung verweigerten. Wie hätte sie es beschreiben sollen? Wer nichts erlebt habe, so hatte ihr vor Jahren ein alter Arzt gesagt, der erzähle gern, habe einer aber viel erlebt,

habe er plötzlich nichts mehr mitzuteilen. Aber sie wußte, daß Leo manches erriet. Sie hatte den gleichen Beruf wie seine HeIdin Lara Gaspard, sie war im gleichen Alter wie sie, und wenn sie sich richtig an die spärlichen Beschreibungen ihres Äußeren erinnerte, sah sie ihr sogar ähnlich. Sicher fand er sie auch deswegen interessant. Immer wieder bemerkte sie, daß sein Blick ihr mit einer fast wissenschaftlichen Aufmerksamkeit folgte und sich dabei seine Lippen bewegten, als machte er innerlich Notizen.
Wenige Wochen zuvor hatte er vor der Mainzer Akademie einen Vortrag darüber gehalten, daß die Kultur zwar aussterbe, daß dies aber nicht bedauerlich sei und es der Menschheit bessergehen werde ohne den Ballast von Wissen und Tradition. Dies sei das Zeitalter der Bilder, des rhythmischen Lärms und des mystischen Dämmerns im ewigen Jetzt - ein religiöses Ideal, Wirklichkeit geworden durch die Macht der Technik. Niemand wußte so recht, ob er das ernst oder ironisch meinte, ob er Nihilist war oder konservativ, aber gerade deswegen wurde der Text abgedruckt, allerlei Repliken wurden verfaßt, und deutsche Kulturinstitute in aller Welt luden ihn zu Vortragsreisen ein. Aus einer Laune heraus hatte er einer Rundreise durch Mittelamerika zugestimmt, und als er Elisabeth gefragt hatte, ob sie mitkommen wolle, hatte sie zu ihrer Überraschung nicht einmal nachdenken müssen.
Kurz vor der Landung fiel Leo in unruhigen Schlaf. Elisabeth graute vor dem, was gleich passieren würde: Auf ihrer letzten Station hatte er sich gegenüber der woll-

jacken tragenden Leiterin des Kulturinstituts schon am Flughafen in einen regelrechten Stupor der Abneigung hineingesteigert. Schweigend und mit zugekrampften Kiefern hatte er neben Elisabeth im Auto gesessen und sogar nach ihrer Hand gefaßt, als eine Polizeikontrolle sie angehalten hatte. Natürlich war nichts geschehen, und die Beamten hatten sie sofort weitergewinkt, aber als sie am Hotel eingetroffen waren, war er völlig aufgelöst gewesen in Schweiß und Entsetzen. Den ganzen Nachmittag über hatte er sich in ihrem Doppelzimmer eingeschlossen, bevor er am Abend vor siebenundzwanzig Deutschen in einem schlecht beleuchteten Saal seinen Vortrag hielt, und danach hatte die Kulturinstitutsleiterin darauf bestanden, sie in die einzige Pizzeria der Stadt zu fahren, wo sie Leo gefragt hatte, woher er seine Ideen nehme und ob er morgens oder nachmittags schreibe. Die halbe Nacht hatte er dann lamentiert, war im Zimmer auf und ab gelaufen und hatte sein Schicksal verflucht, bis sie schließlich, mehr aus Verzweiflung als aus Leidenschaft, ineinander verschlungen auf das Bett gefallen waren. Um fünf Uhr morgens hatte ihr Mobiltelefon geläutet, und sie hatte von der Entführung ihrer drei engsten Mitarbeiter in Afrika erfahren.

«Hast du gesehen?» Leo war aufgewacht. Er tippte auf ihre Schulter, dann zeigte er durch das Flugzeugfenster nach draußen. «Wie eine große Attrappe. Eine Platte mit ein paar hundert Glühbirnen. Vielleicht fliegen wir ja nicht, vielleicht sind wir gar nicht hier. Alles ein Trick.

Übrigens, was machen wir, wenn niemand da ist, um uns abzuholen? Ich habe so ein Gefühl, und normalerweise täusche ich mich nicht. Du wirst sehen.»
Die Dame vom Kulturinstitut, die sie erwartete, hieß Rappenzilch, trug eine Wolljacke und hatte vorstehende Zähne. Sie fragte Leo sofort, woher er seine Ideen nehme. Elisabeth hörte auf ihrem Mobiltelefon die Nachrichten ab. Sie fühlte sich leer vor Angst.
Sie saßen im Auto, draußen zogen im bleichen Vormittagslicht die kleinen, würfelförmigen Häuser der Hauptstadt vorbei. Geschäftsschilder, darunter alte Frauen mit Obstkörben, am Himmel der gelbliche Rauch ferner Fabriken.
Vom Hotel aus rief sie in der Genfer Zentrale an. Die Lage sei unübersichtlich, sagte ihr Kollege Moritz, der noch am Schreibtisch saß, obwohl es bei ihm lange nach Mitternacht war, die UN könne nicht helfen, man müsse eine Beteiligung der Regierung vermuten. Vor zwei Jahren, als sie dort im Land gewesen sei, habe sie da nicht persönlich mit einem Staatssekretär zu tun gehabt?
«Ja.» Ihre Stimme hallte von den Kachelwänden des Badezimmers wider. «Einer der Schlimmsten.»
«Schlimm oder nicht, wie die Dinge liegen, bist du die einzige Verbindung, die wir haben.»
Sie ging ins Zimmer zurück, wo Leo auf dem Bett saß und sie vorwurfsvoll ansah. Diese Frau Rappenzilch! Diese Zähne! Und heute abend schon wieder aufs Podium, er könne nicht mehr! Er schaltete den Fernseher ein. Man

sah marschierende Soldaten, dann das Gesicht eines Politikers, dann wieder Soldaten. Leo schüttelte den Kopf und begann über den metaphysischen Schrecken dieses Anblicks zu dozieren: Gefangen fühle man sich, dieser Erdteil sei eine eigentümliche Hölle, und instinktiv bezweifle man, daß man ihn wieder werde verlassen können. Verrückt müsse man sein, sich freiwillig in solch eine Lage zu begeben. «Schau, die marschieren nicht im Gleichschritt, die schaffen das nicht! Hast du ihre Zähne gesehen?»
«Wessen Zähne?»
«Die von Frau Rappenzilch!»
Sie ging wieder ins Bad, um zu telefonieren. Leo durfte nichts bemerken, die Sache mußte geheim bleiben; wer wußte schon, ob er sich nicht verplappern würde. Sie rief einen Mitarbeiter jenes afrikanischen Staatssekretärs an, den sie vor einigen Jahren unter unangenehmen Bedingungen kennengelernt hatte. Sechsmal mußte sie es versuchen, bis die Verbindung zustande kam, das Freizeichen klang fremdartig, und die Tonqualität war schlecht. Er wolle sehen, sagte der Mann, was sich machen lasse. Sie bedankte sich überschwenglich, legte auf und mußte gegen das Bedürfnis ankämpfen, sich auf dem Boden zusammenzukrümmen. Ihr Magen tat weh, und in ihrem Kopf war ein pochender Schmerz.
Als sie zurück ins Zimmer kam, war Leo am Hoteltelefon und schrie jemanden an. «So geht das nicht, so kann man mich nicht behandeln! Nein!» Er warf den Hörer hin, drehte sich zu ihr und sagte triumphierend: «Röbrich.»

Sie hatte keine Ahnung, wer Röbrich war. Aber die Art, wie er den Namen ausgesprochen hatte, ließ vermuten, daß es ein wichtiger Mann war im literarischen Milieu.
«Dieser Preis. Sie hatten ihn mir halb zugesagt, und jetzt plötzlich wollen sie ihn zurückziehen, nur weil ich Eldrich nicht als Laudator will. Aber so geht das nicht, das können sie vielleicht mit Renke oder Möhrsam machen, aber nicht mit ... Schau mal, der Himmel! Die Sonne spielt auf den Abgaswolken, als wäre das etwas Schönes und kein Dreck. Im Gegenlicht ist alles schön. Jedenfalls habe ich ihm gesagt, daß er das vergessen kann. Wenn er mich nächstes Jahr als Juror will, dann spielen wir das nach meinen Regeln!»
Sie sank auf das Bett. Sie war mit Carl, Henri und Paul im Jahr davor in Somalia gewesen. Am letzten Tag hatte Carl ihr gesagt, daß er das nicht mehr lange machen werde, seine Nerven hielten es nicht mehr aus, und gut für die Seele sei es auch nicht. Was tat man den dreien jetzt gerade an, in was für einem lichtlosen Zimmer, unerreichbar für alles, was in der Welt vernünftig war? Sie lag reglos da, und unversehens hatte sie sich in ein Gespräch mit vier Polizisten verfangen, die auf irgendeine Weise zu ein und derselben Person verschmolzen, der sie keine falsche Antwort geben durfte, obwohl sie nach Details aus ihrer Kindheit fragte und ihr sehr schwere Rechenaufgaben stellte, denn für jede falsche Antwort mußte jemand sterben. Eine Hand legte sich auf ihre Schulter, mit einem Schrei fuhr sie hoch.

«Daß du nachts Alpträume hast, weiß ich ja inzwischen. Aber jetzt schon nachmittags? Du hast gewimmert wie ein Kind.»
Sie sagte, sie könne sich an nichts erinnern. Er sah sie aufmerksam an, und um seinem Blick zu entkommen, ging sie ins Bad und stellte sich unter die Dusche. Sie ließ das warme Wasser über ihren Kopf rinnen und versuchte, nicht an Carl, Henri und Paul zu denken. Das waren immerhin erwachsene Menschen, die bewußt ein Risiko eingegangen waren, Männer, die sich im Leben zurechtfanden und die anders waren als ... Ja, es waren Männer, die für sich selbst sorgen konnten.
Frau Rappenzilch kam, um sie abzuholen. Auf der Fahrt zum Kulturinstitut erzählte sie Geschichten von Überfallen und Straßenraub. Dies sei eine sehr gefährliche Stadt. Aufgeregt holte Leo seinen Notizblock hervor.
Im Institut warteten zweiunddreißig Deutsche. Leo ging zum Pult, und wie jedesmal fiel auch jetzt alle Schwere und Bedrücktheit von ihm ab. Er stand hoch aufgerichtet und sagte kluge Dinge über die Kultur und das Barbarische, über Lärm, Blut und Gefahr - Elisabeth merkte, daß er vom Manuskript abwich, die letzten Tage hatten ihn inspiriert. Seine Sätze waren selbst dort, wo er improvisierte, perfekt, und um seine Gestalt sammelte sich eine Konzentration von Energie, die es unmöglich machte, anderswo hinzusehen. Da vibrierte ihr Telefon, und sie mußte eilig hinaus auf den Gang.
Seine Exzellenz, sagte der Mitarbeiter des Staatssekre-

tärs, sei einem Gespräch nicht abgeneigt. Näheres werde sie morgen erfahren. Sie bedankte sich unterwürfig und rief Moritz an. Das Außenministerium, erzählte der, habe sich eingeschaltet, aber von den Politikern sei nichts zu erhoffen, auch die BND-Präsenz in der Region sei schwach. Sie seien auf sich allein gestellt.
Als sie zurückkam, war Leo gerade fertig, und die Leute klatschten. Danach schrieb er seinen Namen in ein Dutzend Bücher und beantwortete dreimal die Frage, woher er eigentlich seine Ideen nehme. Bald drängte Frau Rappenzilch, sehr nervös plötzlich und rot im Gesicht, zum Aufbruch: Der Generalkonsul warte, der Empfang habe schon begonnen!
«Wieso fragen sie das immer?» flüsterte Leo im Wagen. «Woher ich meine Ideen nehme. Was ist denn das für eine Frage, was soll man da sagen?»
«Was antwortest du denn?»
«Badewanne.»
«Was?»
«Ich sage, ich habe alle Ideen in der Badewanne. Das reicht ihnen. Das freut sie. Sieh mal dort drüben, ein Ralf-Tanner-Plakat. Der ist wirklich überall, dem entkommt man nicht mal auf der anderen Seite der Welt. Ich habe ihn letztes Jahr kennengelernt. Unglaublicher Affe! Aber was ist denn dort drüben?» Er beugte sich vor und tippte Frau Rappenzilch auf die Schulter. «Was ist denn da, sehen Sie das, ist da einer überfallen worden?»
Frau Rappenzilch drehte den Kopf, aber sie waren

schon vorbei, und der Menschenauflauf war nicht mehr zu sehen. Das sei schon möglich, sagte sie, das komme oft vor.
Leo schrieb etwas in sein Notizbuch.
Die Residenz lag auf einem Hügel hoch über den zitternden Lichtpunkten der Stadt. Der Himmel war schwarz und niedrig, kein Stern zu sehen. Livrierte Männer trugen kleine Tabletts umher, überall standen Deutsche: aufrecht und ernst, Gläser in den Händen, steif, mit angespannten Gesichtern. Sofort hatten fünf Herren Leo in die Mitte genommen; sie konnte sehen, daß sein Blick den ihren suchte. Seine Augen leuchteten vor Wut. Zerstörerische Kraft schien in Wellen von ihm auszuströmen, so stark, daß jeder hier es hätte spüren müssen. «In der Badewanne», sagte er gerade. «Alles, was mir je eingefallen ist. Immer.»
Ein dünner Mann verstellte ihr den Weg, streckte die Hand aus und sagte: «Angenehm, von Stückenbrock.»
Sie brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß er sich vorgestellt hatte. Ein zweiter trat hinzu und sagte: «Angenehm, Becker!» Ein dritter sagte: «Seifert. Mannesmann. Ich leite Mannesmann, die lokale Niederlassung.» Dann erzählte er ihr weitschweifig, daß er Leos letztes Buch in der Eisenbahn gelesen habe, auf der Fahrt von Bebra nach Dortmund. Interessant, nicht wahr?
«Allerdings», sagte sie und suchte in seinem Gesicht nach einem Zeichen von Ironie, von Geist, von irgend etwas.

Stückenbrock fragte, woher ihr Mann die Ideen nehme.
«Wer? Ach so, nein, er ist nicht mein ... In der Badewanne.»
«Ach!» sagte Becker.
Alle drei beugten sich vor.
«Seine Ideen», sagte sie, «hat er immer dort. Immer in der Badewanne.»
«Bemerkenswert», sagte Seifert.
«Erstes Mal in der Stadt?» fragte Becker.
Sie nickte.
Das Gespräch verstummte. Die drei Herren standen schweigend um sie herum: starr, wie innerlich verknotet, wie gefangen in sich selbst, vom Schicksal verschlagen an einen häßlichen Ort fern ihres häßlichen Zuhauses. Elisabeth öffnete und schloß den Mund, ihr fiel nichts zu sagen ein. Ihr war, als müsse sie sich mit Waschmaschinen unterhalten, mit Hydranten oder Robotern, mit denen es keine gemeinsame Sprache gab. Da läutete ihr Telefon. Zum ersten Mal seit Tagen erfüllte sie das mit Erleichterung. Mit einer um Entschuldigung bittenden Geste lief sie hinaus.
Es war nur ein Journalist, der ihre Nummer herausbekommen hatte und wissen wollte, ob das stimme mit der Entführung.
Kein Kommentar, sagte sie, doch wenn er bis morgen warte, gebe es vielleicht eine Geschichte.
Feindselig fragte er, ob das alles sei. Sonst könne sie ihm nichts geben?

Einstweilen nicht, sagte sie. Sie bedaure!
Zurück im Hotelzimmer, begann Leo sofort, sich zu beklagen. Was für Leute! Warum seien die alle so blöd?
«Die haben kein leichtes Leben», sagte sie. «Keiner hat die Karriere gemacht, die er wollte. Keiner ist dort, wo er sich hingewünscht hat. Glaubst du etwa, die sind gerne hier?»
Sie sah aus dem Fenster. Vom Plakat auf dem Hochhaus gegenüber starrte sie das Gesicht Ralf Tanners an, so stark vergrößert, daß es alles Menschliche abgelegt zu haben schien. Sie mußte an den Skandal denken, von dem sie neulich irgendwo gelesen hatte: In der Lobby eines Hotels war Tanner von einer Frau angeschrien und geohrfeigt worden. Mehrere Touristen hatten es gefilmt, jetzt fand man die Szene auf YouTube. Und falls Carl, Henri und Paul erschossen würden, geköpft, gesteinigt oder lebendig verbrannt, so standen die Chancen nicht schlecht, daß man auch das würde sehen können.
«Ich kann nicht mehr!» sagte Leo. «Weißt du, wie oft ich heute gefragt worden bin, woher ich meine Ideen nehme? Vierzehnmal. Dann neunmal, ob ich vormittags oder nachmittags arbeite. Und achtmal hat mir jemand erzählt, auf welcher Reise er irgendwas von mir gelesen hat. Das Essen war auch schrecklich. Nächsten Monat soll ich nach Zentralasien. Ich kann das nicht. Ich sage ab.»
«Wohin sollst du?»
«Turkmenistan, glaube ich. Oder Usbekistan. Wer kann sich das schon merken! Eine Schriftstellerrundreise.»

«Warum hast du das überhaupt zugesagt?» fragte sie entgeistert.
Er zuckte die Achseln. «Man muß die Welt sehen. Sich den Dingen stellen. Man darf Gefahren nicht aus dem Weggehen.»
«Gefahren?»
Er nickte.
Natürlich war es eine zu starke Reaktion, und als es vorbei war, fragte sie sich selbst, was da über sie gekommen war, zumal sie noch nie Streit gehabt hatten. Aber jetzt konnte sie sich nicht mehr beherrschen. Was er sich denn einbilde. Er sei im Leben noch nie in Gefahr gewesen, ohne Hilfe könne er sich nicht einmal die Schuhe zubinden, er habe Angst vor Spinnen und Flugreisen und fUhle sich überfordert, wenn ein Zug zu spät komme! Im Auto durch Städte fahren, abgeschirmt von Bürokraten, das sei nicht gefährlich, ein Witz sei das, sie halte das Gejammer nicht mehr aus!
Er sprach kein Wort und blickte sie aufmerksam an, neugierig beinahe, die Arme vor der Brust verschränkt. Erst als ihre Stimme versagte, hörte sie auf. Ihr Zorn war verraucht. Sie sah sich nach ihrem Koffer um. Das war es wohl, jetzt würde sie abreisen. Es war zu Ende.
«Genau so!» sagte er.
«Bitte?»
«So kann es gehen. Zwei Menschen, zusammen unterwegs. Sie trägt wirkliche Verantwortung; er ist larmoyant und unerträglich. Lara Gaspard und ihr neuer Geliebter.

Ein Maler. Aber ... « Er schwieg einen Moment und schien in sich hinein zu horchen. «Aber sie weiß, er ist ein Genie. Trotz allem.« Er setzte sich an den kleinen Hotelschreibtisch und begann zu kritzeln.
Sie wartete, aber offenbar hatte er vergessen, daß sie da war. Sie legte sich ins Bett, zog die Decke über den Kopf und war nach wenigen Minuten eingeschlafen.
Als sie zu sich kam, saß er, ob wieder oder noch immer, wußte sie nicht, dort am Tisch. Bleiches Morgenlicht fiel durch das Fenster. Verschwommen erinnerte sie sich daran, daß sie sich auch diese Nacht geliebt hatten. Er war ins Bett gekommen und hatte sie auf den Rücken gedreht, und im Halbdunkel unter der Decke waren sie erschöpft und in seltsamer Wut eins geworden. Oder hatte sie das geträumt? Mit ihrem Gedächtnis stand es nicht gut, ein posttraumatisches Syndrom wohl, aber davon konnte sie nicht sprechen, denn er hätte es nur für irgend etwas verwendet.
Erst am Flughafen telefonierte sie wieder mit Genf. Es scheine, sagte Moritz, die drei seien am Leben, man versuche jetzt, das Lösegeld zu organisieren. Das Außenministerium habe keine vertrauenswürdigen Leute vor Ort, er wisse niemanden, auf den man sich fur Verhandlungen verlassen könne. «Der Staatssekretär?«

«Wenn alles gutgeht, spreche ich heute mit ihm.«

«Wo bist du eigentlich?«

«Frag besser nicht. Lange Geschichte.« Sie ließ das Telefon sinken, Leo hatte sich schon am Ausgang angestellt,

obwohl noch nicht einmal Personal zu sehen war. Sie gab ihm ein Zeichen, er schüttelte heftig den Kopf und winkte, daß sie endlich herüberkommen solle. «Ich melde mich später.»
Bei der Ankunft erwartete sie eine Frau Riedergott vom Kulturinstitut. Sie trug eine Wolljacke und eine Brille mit dicken Gläsern. Ihre Haare waren hochgesteckt, und ihr Gesicht sah aus, als wäre es aus gehärtetem Teig. «Herr Richter, woher nehmen Sie all die Ideen?»
«Badewanne», sagte Leo mit geschlossenen Augen.
«Und schreiben Sie eigentlich -»
«Immer nachmittags.»
Sie bedankte sich für die Auskunft. Feuchtigkeit dampfte von der Straße, von den Plakatwänden grinste ein Präsident, und wann immer die Ampeln rot wurden, sprangen halbnackte Kinder auf die Straße und vollführten Kunststücke.
«Bin sehr müde», sagte Leo. «Nach dem Vortrag heute ziehe ich mich gleich zurück.»
«Vollkommen ausgeschlossen», antwortete Frau Riedergott. «Der Botschafter wartet. Ein großer Empfang, alles seit langem vorbereitet.»
Vom Hotel aus rief Leo beim PEN-Club an und sagte die Reise nach Zentralasien ab. Sie sollten bitte jemand anderen fragen, zum Beispiel Maria Rubinstein, die Krimiautorin, sie habe ihm neulich erst gesagt, daß sie gern mehr unternehmen würde. Er schickte mit dem Telefon eine Textnachricht an Maria: Anfrage Reise, sehr interessant, kann lei-

der nicht, sag BITTE zu, ich schulde dir was, BITTE, danke!, danke! danke, 1. Dann beklagte er sich bei Elisabeth eine Weile über Frau Riedergott: dieses Gesicht, diese Miene, diese Ungerührtheit, dieser dumpfe Stolz. Gebe es etwas Schlimmeres als solche Menschen?
«Doch», sagte Elisabeth. «Ja. Gibt es.»
Danach liebten sie sich, und diesmal war es kein Traum: Sie senkte die Zähne in seine Schulter, und für einen Moment waren alle Gedanken an ihre gefangenen Kollegen ausgelöscht, und als sie ihm die Hand so fest aufs Gesicht preßte, daß er schwer Luft bekam, vergaß er für einige Sekunden, sich zu beklagen und Beobachtungen zu machen. Dann war es schon vorbei, und sie waren beide wieder sie selbst und ein wenig verlegen, als würde ihnen klar, daß sie einander kaum kannten.
Leo hielt seinen Vortrag in der Residenz des Botschafters. Deutsche aus Industrie, Wirtschaft und Auswärtigem Dienst waren da, der ganze Raum war voller Anzugträger und Frauen mit Perlenketten, und die Villa sah aus wie die Villa vom Vortag, und wieder breitete sich unter ihnen die Stadt aus, und wäre es nicht viel heißer gewesen und die Luft so schlecht, man hätte meinen können, es wäre noch derselbe Ort. Leo sprach frei, den Kopf leicht zurückgelegt, die Augen auf die Decke gerichtet. Er machte es gut, aber Elisabeth spürte seinen Zorn. Hätte er gekonnt, er hätte alle hier zum Tod verurteilt. Leo war nicht gutwillig. Er wünschte den Menschen nicht das Beste. Das war so deutlich, daß sie sich wieder einmal fragte, wieso sie

es nicht merkten; und wie so oft wurde ihr klar, daß die Leute eingesponnen waren in ihre eigenen Belange und Sorgen und nur sehr wenig von dem sahen, was vor ihren Augen geschah. Als Leo fertig war, gab es Applaus, und dann rollte sich wie eine alptraumhafte Wiederholung der Empfang von gestern noch einmal ab: Jemand stellte sich als Herr Riet vor, ein anderer als Doktor Henning, und dann war da wieder Frau Riedergott, blaß vor Aufregung, weil der Botschafter nun neben ihr stand, Leo auf die Schulter klopfte und fragte, wo er eigentlich die Ideen hernehme. Leos letztes Buch habe er übrigens im Flugzeug angefangen, auf der Reise von Berlin nach München.
«Interessant», sagte Leo mit einem Gesicht, dem man ansah, was er dachte.
Der Botschafter nickte. «Das erste Mal hier?»
«Das letzte.»
«So», sagte der Botschafter.
«Ich bringe Sie um», sagte Leo.
«Das freut mich», sagte der Botschafter. «Ich weiß Sie in besten Händen.» Er lächelte Frau Riedergott zu und verschwand in der Menge.
Ein Defilee von Herren und Damen bildete sich, alle schüttelten ihm und Elisabeth die Hand. Sie kamen aus Wuppertal und Hannover, aus Bayreuth, Düsseldorf und Bebra, und ein sehr gerader und dürrer Herr kam aus Halle an der Saale. Nach kurzem fragte sich Elisabeth, ob es womöglich im ganzen Land in Wahrheit nur Deutsche gab.
«Das ist es", sagte Leo im Auto, «was aus Kunst wird.

Alles andere ist Propaganda und Illusion. Ich habe das ja immer gesagt. Aber ich wußte nicht, daß es stimmt!» Sie sah, daß er bleich war. «Und dafür all die Arbeit, all der Kampf und die Sorge, das ganze versäumte Leben. Damit einen seelenlose Menschen einladen, damit man Hände schüttelt, damit die Lemuren etwas zu plaudern haben, bevor sie zum Essen gehen.»
Im Sitz vor ihnen fuhr Frau Riedergott herum.
«Nichts für ungut!» rief Leo. «Liebe Frau Riedergott! Das meine ich nur so allgemein.»
In dieser Nacht, wieder im Badezimmer, erreichte sie endlich den Staatssekretär. Sie saß auf der Klomuschel und preßte das Telefon an ihr Ohr.
Eine schwierige Lage, sagte er in gebrochenem Englisch. Er könne eigentlich nichts tun. Und selbst wenn, der Aufwand wäre gewaltig.
«Finanziell?»
«Auch finanziell.»
Das verstehe sich von selbst, sagte sie. Die Mittel seien da. Man wisse sein Eingreifen zu schätzen, und man werde sich erkenntlich zeigen.
Er könne nichts versprechen, sagte er. Er werde sich melden.
Als sie ins dunkle Zimmer zurücktappte, stieß sie gegen den Nachttisch. Ein Glas fiel zu Boden, und Leo wachte auf.
«Wir fliehen!»
«Was?»

«Ich gehe morgen nicht zum Empfang der Außenhandelskammer. Ich verschwinde einfach. Wir fliegen zu den Pyramiden. Die wollte ich immer sehen.»
«Gut!»
«Was sollten sie schon tun! Mich verklagen?» Er zögerte. «Könnten sie das? Ich meine, theoretisch. Könnten die mich verklagen?»
«Das glaube ich nicht.»
«Ja, aber könnten sie?»
Sie ließ sich ins Kissen sinken. Sie war zu müde, um zu antworten. Sie spürte seinen Blick im Dunkeln, und sie wußte, daß er sie gerne angefaßt hätte, aber sie war sogar dafür zu müde, ihm zu sagen, daß sie zu müde war.
Am Morgen reisten sie ab. Ein Taxi zum Flughafen, dann die nächste Maschine ins Hochland. Den ganzen Flug über mußte sie ihm versichern, daß es keine Folgen haben werde, daß niemand ihn belangen könne, daß keiner ins Gefängnis komme, bloß weil er die deutsche Außenhandelskammer versetzt habe. Unter ihnen zogen, sehr grün und überwuchert vom Urwald, die höchsten Berge vorbei, die sie je gesehen hatte.
«Das ist wie damals», sagte er, «beim Schuleschwänzen.»
«Du hast nie die Schule geschwänzt.«
«Woher willst du das wissen?«
«Hast du?«
«Hat doch jeder!«
«Aber du?«

Er drehte sich zum Fenster und schwieg bis zur Landung.
Die Hochlandluft war so dünn, daß das Atmen schwerfiel und das Herz bei jeder Bewegung schneller schlug. Auf Straßen und Häusern lag durchdringend heller Glanz, es schien nirgendwo Schatten zu geben, und nach wenigen Minuten schmerzte die Haut von der Intensität des Lichts. Während ihr Taxi hupend durchs Gewühl fuhr, hörte sie eine Nachricht von Moritz ab. Offenbar habe die lokale Regierung eingegriffen, sagte er, man wisse nichts Genaues, einige Gerüchte besagten, die Geiseln kämen frei, andere, sie seien tot. Er versprach, sofort anzurufen, sobald er etwas erfahren werde.
Sie luden ihr Gepäck im erstbesten Hotel ab und engagierten einen Führer. Er war groß und ernst und schweigsam. Als Leo sein Telefon einschaltete, waren da sieben Nachrichten vom Kulturinstitut.
«Ich glaube, ich kriege doch Schwierigkeiten. Was meinst du, können die mich wirklich nicht verklagen?»
Noch ein einziges Mal diese Frage, dachte sie, und mir ist alles egal. Ein einziges Mal nur, und ich nehme die nächste Maschine.
Aber er fragte schon deshalb nicht weiter, weil er keine Luft mehr bekam. Hinter ihrem rasselnd atmenden Führer stiegen sie den Berghang hinauf. Elisabeths Puls trommelte, die Anstrengung lenkte sie von der Angst ab. Der Weg führte durch niedriges Gras, da und dort klammerten sich hagere Bäume an den Fels. Aus dem Nichts

waren Wolken aufgezogen, die Luft war plötzlich feucht, und das Licht wurde diffus, wie hundertfach gebrochen. Dann begann es zu regnen.
Sie erreichten die Pyramiden im Wolkenbruch. Donner hallte von Felswänden wider, Blitze schlängelten sich über den Horizont, und alles, was sie erkennen konnten, waren drei steinerne Spitzen im Dunst. Ihr Führer stand reglos. Das Wasser perlte über seine Plastikkapuze.
«Eigentlich», sagte Leo, «interessiert mich das alles nicht. Ich schreibe nur. Ich erfinde. Eigentlich will ich gar nichts sehen.»
«Und ich will nicht in eine Geschichte.»
Er sah sie an.
«Mach dir kein Bild von mir. Steck mich nicht in eine Geschichte. Das ist das einzige, worum ich dich bitte.»
«Aber das wärst ohnehin nicht du.»
«Doch. Auch wenn es nicht ich bin, bin es ich. Das weißt du genau. »
Der Regen hörte auf, Minuten später riß die Sonne ein Loch in die Wolken. Die Dunstschwaden wurden durchscheinend, und mit einemmal sah man die Treppenstufen an den riesigen Bauwerken. Das Tal unter ihnen schien in die Tiefe zu sinken, und ihr kam es vor, als stiege der Kamm, auf dem sie standen, langsam in die Höhe. Irgendwo rauschte ein Bach. Sie fragte sich, warum ihr zum Weinen war.
«Hier haben sie Menschen getötet», sagte Leo. «Viele tausend. Jeden Monat.»

«Und es verschwindet nicht aus der Welt», sagte der Führer mit unbewegter Miene. «Wenn man die Augen schließt, kann man es fühlen."
«Woher können Sie Deutsch?»
«In Heidelberg studiert. Völkerkunde. Neun Semester."
In diesem Moment läutete ihr Telefon.

Rosalie geht sterben

Von all meinen Figuren ist sie die klügste. Vor beinahe siebzig Jahren war Rosalie jung und gut in der Schule, dann hat sie die Lehrerinnenakademie absolviert und vier Jahrzehnte unterrichtet. Sie war zweimal verheiratet und hat drei längst schon erwachsene Töchter, jetzt ist sie Witwe, ihre Pension ist ausreichend, und über manche Dinge hat sie sich nie Illusionen gemacht; darum ist sie auch nicht erstaunt gewesen, als ihr der Arzt vorige Woche gesagt hat, daß Bauchspeicheldrüsenkrebs nicht heilbar ist und daß es nun sehr schnell zu Ende gehen wird. «Sie wollen doch sicher die Wahrheit», hat er gesagt, mit einer Miene, als wäre sie ein Kind und könnte stolz sein, von einem Erwachsenen ins Vertrauen gezogen zu werden. «Die gute Nachricht: Der starke Schmerz kommt erst ganz am Schluß.»

Es ist ihr fast leichtgefallen, die Situation zu akzeptieren. Die berühmten sieben Stadien hat sie nicht durchlebt: keine Empörung, keine Leugnung, keinen langsamen Kampf bis hin zum Begreifen - bloß eine kurze Phase des Unglaubens, dann eine Nacht tiefster Traurigkeit und am nächsten Morgen schon die Suche im Internet nach jenem Schweizer Verein, von dem sie gehört hat, er helfe einem, die Dinge abzukürzen.
Wahrscheinlich wissen Sie, daß es den wirklich gibt; ich habe ihn nicht erfunden, in einem Vorort von Zürich hat er seinen Sitz, den Namen sollte ich, so rät mir ein Anwalt, hier besser nicht nennen. Mehrere Schweizer Organisationen bieten Sterbehilfe an, dieser Verein ist der bekannteste. Falls Sie von ihm noch nicht gehört haben, passen Sie auf; aus einer Geschichte kann man ja durchaus auch etwas lernen. Man muß dem Verein beitreten, muß einen gar nicht so kleinen Betrag bezahlen und ärztliche Berichte schikken, die ein Mediziner dann durchsieht, um zu bestätigen, daß wirklich keinerlei Hoffnung besteht. Danach reist man an, begibt sich in des Vereins einzige Immobilie, die sogenannte Sterbewohnung: ein Zimmer mit Sofa, Bett und einem Tisch, auf dem einem ein ehrenamtlicher Mitarbeiter ein Glas Natrium-Pentobarbital vorsetzt. Das trinkt man. Aus eigener Kraft und freiem Willen.
Wenn es ums Sterben geht, ist Rosalie schwer zu überraschen. Ein Cousin ihres ersten Mannes hat sich in den Kopf geschossen, ohne zu wissen, wie schwierig das eigentlich ist und wie häufig es Leute überleben. Der Win-

kel war nicht richtig, und noch Wochen ist er ohne Unterkiefer vor sich hin vegetiert. Die Schwester ihrer Freundin Lore hat es viermal mit Schlaftabletten versucht. Jedesmal eine höhere Dosis, jedesmal ist sie doch wieder in Kot und Erbrochenem zu sich gekommen; unser Körper ist stark, seine Lebenskraft größer, als es unsere dunklen Stunden vermuten lassen. Und Rosalies Neffe Frank, der Bruder von Lara Gaspard, hat sich vor elf Jahren aufgehängt. Sein Hals war schwarz von den Würgemalen, und an der Zimmerdecke gab es tiefe Kratzspuren. Es schadet nicht, wenn einem Experten helfen. Nach kurzem Widerstreben also greift Rosalie zum Telefon.

Es meldet sich ein Herr Freytag. Er ist höflich, leise und taktvoll, er hat offensichtlich Erfahrung mit dieser Art von Gesprächen.

Ich sollte wohl erwähnen, daß ich Herrn Freytag erfunden habe. Ich habe nicht bei dem Verein angerufen, ich weiß nicht, wer da abhebt und was gesagt wird. Ich wollte es herausfinden, aber immer hat mich ein unbestimmtes Grauen innehalten lassen, und mir war es, als wäre ich kurz davor, etwas Unanständiges zu tun, als wollte ich Geister zu meinem Vergnügen beschwören. Dazu kommt, daß ich eigentlich nicht die Art von Schriftsteller bin, bei dem die Fakten stimmen. Andere freuen sich, wenn sie die kleinen Details akribisch recherchiert haben und irgendein Geschäft, an dem eine Figur achtlos vorbeischlendert, im Buch den richtigen Namen trägt. Aber mir ist so etwas egal.

«Alles sehr einfach», sagt Herr Freytag. Dies sei die Adresse, dies die Faxnummer, sie möge nur die ärztlichen Berichte schicken, dann werde sogleich ein Psychiater ein Gespräch mit ihr führen, um ihre Zurechnungsfähigkeit zu prüfen. Danach werde man ihr die Beitrittsunterlagen faxen, und sobald sie die zurückgeschickt habe, könne ein Termin vereinbart werden. Ob denn ... Er zögert zum ersten Mal. Ob denn Eile geboten sei?
Der Arzt, sagt Rosalie, habe von wenigen Wochen gesprochen.
In diesem Fall werde man die Dinge beschleunigt erledigen.
Herrn Freytags Stimme bleibt ganz ruhig und dennoch voll Anteilnahme. Er macht das wirklich gut. Warum auch nicht, denkt Rosalie, er könnte sicher woanders mehr verdienen, wahrscheinlich ist es eine echte Berufung. Sie schafft es, sogar ein Gefühl von Dankbarkeit zu empfinden.
In der Nacht träumt sie wie seit Jahren nicht mehr. Da ist ein hitziges Pochen des Bluts, eine fiebrig sinnliche Erregung, an die sie sich nach dem Erwachen fast schokkiert zurückerinnert: viele Menschen und Lärm und überhitzte Umarmungen. Auch sind da plötzlich Leute, an die sie seit fünfzig Jahren nicht gedacht hat, scheinbar ewig schon verschwunden im Vergessen, vielleicht lebt kein anderer mehr, der sich noch an sie erinnert. Wie lange alles her ist. Es wird wohl wirklich Zeit für sie.
Und trotzdem kann sie sich nicht ganz in ihr Schicksal

ergeben. Deshalb, zur frühen Morgenstunde, wendet sie sich an mich und bittet um Gnade.
Rosalie, das liegt nicht in meiner Macht. Das kann ich nicht.
Natürlich kannst du! Das ist deine Geschichte.
Aber sie handelt von deinem letzten Weg. Täte sie es nicht, hätte ich nichts über dich zu erzählen. Die Geschichte -
Könnte eine andere Wendung nehmen!
Ich weiß nichts anderes. Nicht für dich.
Daraufhin dreht sie sich zur Seite und kann nicht mehr einschlafen, bis es hell wird. Das ist nichts Außergewöhnliches, das letzte Mal wirklich gut geschlafen hat sie vor mehr als fünfundzwanzig Jahren.
Die nächsten Tage vergehen, als wäre alles wie immer und als hätte sie noch Zeit. Der Schrecken weicht allmählich - oder richtig: Er bleibt, aber er verliert die Spitze und wird zu einem gleichmäßig dumpfen Druck, gar nicht unähnlich den Magenschmerzen, die schon so lange Teil ihres Daseins sind, daß sie sich kaum mehr daran erinnern kann, wie es sich anfühlt, wenn einem nichts wehtut. Das eben ist Leben, wenn man über siebzig ist: ein Ziehen dort, ein Brennen da, ein ständiges Unwohlsein und Starrheit in allen Gelenken.
Sie beschließt, ihren Töchtern nichts zu sagen. Sie erwarten schon lange ihren Tod, da muß man realistisch sein. Sie haben, da ist sie sich sicher, ausführlich darüber gesprochen, wer ihr Begräbnis organisieren und wo man

sie beisetzen wird. Pflichtschuldig haben sie sie mehrmals gebeten, vernünftig zu sein und in ein Pflegeheim zu gehen, aber da Rosalie noch gut allein zurechtkommt und ein Heim teuer ist, hat ihren Appellen der Nachdruck gefehlt. Wozu also sie jetzt belästigen, wozu Familientreffen, tränenreiche Umarmungen und Abschiedsworte? Viel besser und sauberer ist es doch, wenn ein sachlicher Brief aus Zürich sie informiert, daß das lange Erwartete nun eingetreten ist.

Sie verabredet sich mit ihren zwei besten Freundinnen, Lore und Silvia, zu Kaffee und Kuchen. Da sitzen sie, drei alte Damen, nachmittags in der besten Konditorei der Stadt und sprechen über Enkelkinder. Ab einem gewissen Alter spricht man nur noch über Familie. Politik und Kunst werden zu etwas Abstraktem, das einen nichts mehr angeht und den Jüngeren überlassen wird, und die eigenen Erinnerungen fühlen sich plötzlich zu persönlich an, um sie zu teilen. Bleiben die Enkel. Niemand interessiert sich für die der anderen, aber man hört zu, damit man das Recht hat, von den eigenen zu sprechen.

«Pauli kann schon reden», sagt Lore.

«Heino und Lubbi sind in den Kindergarten gekommen», sagt Silvia. «Die Kindergärtnerin sagt, Lubbi malt toll.»

«Pauli malt auch sehr gut», sagt Lore.

«Tommi spielt viel Räuber und Gendarm», sagt Rosalie. Die anderen beiden nicken, und obwohl sie Rosalie seit dreißig Jahren kennen, fragt keine, wer denn Tommi sei. Es gibt keinen Tommi. Rosalie hat ihn erfunden, sie

weiß selbst nicht, warum. Auch weiß sie nicht, ob Kinder heute noch Räuber und Gendarm spielen, es scheint ihr anachronistisch. Sie nimmt sich vor, beim nächsten Mal ihren wirklichen Enkel danach zu fragen, dann wird ihr klar, daß sie ihn nie mehr sehen wird. Ihre Kehle schnürt sich zu, und für eine Weile fällt ihr das Sprechen schwer.

Um sich abzulenken, blickt sie in den goldgerahmten Wandspiegel. Sind das wirklich wir? Diese Hütchen, Krokotaschen und wunderlich geschminkten Gesichter, diese gezierten Handbewegungen und lächerlichen Kleider? Wie ist das passiert? Eben waren wir noch wie alle, wir wußten, wie man sich anzieht, wir hatten keine albernen Frisuren! Genau deshalb, denkt Rosalie, mag jeder diese sonderbare Detektivin, Miss Marple - weil sie das Gegenteil der Wirklichkeit verkörpert. Alte Frauen lösen keine Mordfälle. Sie interessieren sich nicht für die Welt, und was geschieht, wollen sie nicht mehr verstehen. Jede, die noch nicht so weit ist, denkt, sie wird anders sein. Wie auch wir das gedacht haben.

Sie verabschieden sich voneinander, denn sie sitzen schon fast eine Stunde hier, und es macht sie alle nervös, so lange weg zu sein von daheim. Beim Aufstehen betrachtet Rosalie sich noch einmal im Spiegel: eine dicke Jacke, obwohl Sommer ist, ein wasserdichter Regenhut, obwohl es nicht regnet. Und warum ist diese Handtasche so groß, wenn sie doch kaum etwas darin hat? Selbst ihre Kleider signalisieren, daß sie überflüssig ist, ein Überbleibsel,

nur mehr der Rest eines Menschen. Ihr kommt bald nach, denkt sie, gibt Silvia und Lore je einen Kuß, wünscht ihnen alles Gute mit Enkeln und Rückenschmerz und überquert die Straße.
Sie sieht das Auto nicht kommen. Früher hätte sie nicht einfach blind die Straße betreten, dafür wäre kein Nachdenken nötig gewesen, ganz von allein hätte sie achtgegeben. Eine Hupe brüllt auf, Bremsen quietschen, ein roter VW kommt zum Stehen. Der Fahrer kurbelt das Fenster hinunter und schreit etwas, aber sie geht weiter, und jetzt hört sie Quietschen von der anderen Seite, und ein weißer Mercedes bremst so scharf, daß es ihn zur Seite dreht; so etwas hat sie bisher nur in Filmen gesehen. Ungerührt geht sie weiter. Erst als sie die andere Seite erreicht hat, beginnt ihr Herz zu klopfen, und ihr wird schwindlig. Passanten sind stehengeblieben. So funktioniert es natürlich auch, denkt sie, so kann man es abkürzen, so spart man eine Reise nach Zürich.
Ein junger Mann faßt sie am Ellenbogen und fragt, ob alles in Ordnung ist.
«Ja», sagt sie. «Alles!»
Er fragt, ob sie wisse, wo sie wohne und wie sie dorthin komme.
Darauf fallen ihr mehrere geistreiche Antworten ein, aber sie beschließt, daß das nicht der Moment ist, und versichert ihm, es ganz genau zu wissen.
Daheim blinkt das Lämpchen ihres Anrufbeantworters. Herr Freytag teilt ihr mit, daß ihre Befunde akzeptiert wur-

den. An ihrem Erschrecken wird ihr klar, daß sie bis jetzt noch auf eine Ablehnung gehofft hat, auf die Antwort, daß alles ein Irrtum und sie keineswegs unheilbar sei. Sie ruft zurück, und wenige Augenblicke später hat er sie an einen sehr höflichen Psychiater weiterverbunden.
Leider hat sie Probleme, seinen Akzent zu verstehen. Was ist das nur mit den Schweizern, denkt sie, die können doch sonst alles, wieso kriegen sie es nicht hin, normal zu sprechen? Sie erzählt Dinge aus ihrer Jugend, nennt die Namen des amerikanischen, französischen und deutschen Präsidenten, beschreibt, wie draußen das Wetter ist, addiert fünfzehn und siebenundzwanzig, zwölf und dreißig, vierzig und zweihunderteinundfünfzig und erklärt ihm den Unterschied zwischen den Begriffen optimistisch und pessimistisch sowie geschickt und ungeschickt. Noch etwas?
«Nein», sagt der Arzt. «Danke. Ein klarer Fall.»
Rosalie nickt. Bei den Additionen hat sie sich bemüht, nicht zu schnell zu antworten, hat extra einen Moment vergehen lassen, damit er nicht denkt, daß ihr jemand hilft. Bei den Begriffserklärungen hat sie sich so simpel wie möglich ausgedrückt. Sie war ja Lehrerin und weiß aus Erfahrung: Das Wichtigste ist, nicht aufzufallen. Wer zu gute Prüfungsergebnisse hat, wird suspekt und gerät in Betrugsverdacht.
Nun ist wieder Herr Freytag am Apparat. Da die Zeit ja dränge, könne sie schon nächste Woche kommen. «Wäre Ihnen Montag recht?»

«Montag», wiederholt Rosalie. «Warum nicht?» Dann ruft sie beim Reisebüro an und fragt nach einem einfachen Flug nach Zürich.
«Einfach ist teurer. Nehmen Sie hin und zurück.»
«Na gut.»
«Den Rückflug für wann?»
«Egal.»
«Das kann ich Ihnen nicht empfehlen. Beim billigsten Tarif können Sie den Rückflug nicht mehr umbuchen.» Der Angestellte klingt so freundlich und übertrieben geduldig, wie man es nur fertigbringt, wenn man mit alten Frauen spricht. « Überlegen Sie doch. Wann möchten Sie zurück?»
«Ich möchte nicht zurück.»
«Aber Sie werden doch zurückwollen.»
«Vielleicht doch lieber den einfachen Flug.»
«Ich kann den Rückflug auch offen buchen. Das ist allerdings teurer.»
«Teurer als ein einfacher Flug?»
«Teurer als ein einfacher Flug ist nichts.»
«Ist das denn logisch?» fragt Rosalie.
«Bitte?»
«Das ist nicht logisch.»
«Gnädige Frau ... » Er räuspert sich. «Das ist ein Reisebüro. Wir machen die Preise nicht. Wir haben keine Ahnung, wie sie zustande kommen. Meine Freundin arbeitet bei einer Fluglinie. Sie versteht es auch nicht. Neulich habe ich gesehen, daß ein Business-Class-Flug nach Chi-

cago billiger ist als ein Economy-Flug. Die Kundin wollte wissen, warum denn das, ich sagte: Gnädige Frau, wenn ich anfange, solche Fragen zu stellen, drehe ich durch. Fragen Sie den Computer. Ich frage auch den Computer. Jeder fragt den Computer, so läuft es!»
«War das immer so mit den Preisen?»
An seinem Schweigen merkt sie, daß er darüber nicht nachdenken will. Schon mehrmals ist ihr aufgefallen, daß Leute unter dreißig sich nicht dafür interessieren, warum die Dinge so wurden, wie sie sind.
«Also, ich nehme den einfachen Flug.»
«Sind Sie sicher?»
«Völlig.»
«Business ?»
Sie überlegt. Aber es ist nur eine kurze Reise, wozu die Verschwendung! «Economy.»
Er murmelt, tippt, murmelt, tippt wieder, und nach einer langen Viertelstunde hat er ihr Flugticket ausgestellt. Leider, sagt er, könne er es nicht auf elektronischem Weg mailen, der Computer weigere sich, da könne man nichts tun. Er müsse es per Botendienst schicken. Das werde allerdings noch teurer.
«Machen Sie nur», sagt Rosalie; jetzt hat sie wirklich genug.
Sie legt auf und begreift, daß sie keine Sorgen mehr hat auf der Welt. Der tropfende Hahn, für den sie so lange schon den Installateur hat bestellen wollen, der Wasserfleck im Badezimmer, der Nachbarsjunge, der im-

mer so drohend zu ihrem Fenster heraufsieht, als wollte er sie ausrauben - all das hat kein Gewicht mehr, andere werden sich darum kümmern oder auch niemand, es ist vorbei.
An diesem Abend ruft sie den einzigen Menschen an, dem sie davon erzählen möchte. «Wo bist du?»
«In San Francisco», sagt Lara Gaspard.
«Das Telefonieren ist dann wohl sehr teuer für dich, oder?» Wie merkwürdig, daß man jetzt fast jeden Menschen überall erreichen kann, ohne zu wissen, wo er ist. Es kommt einem vor, als ob selbst der Raum nicht mehr wäre, was er einmal war. Einerseits ist es ihr unheimlich, andererseits ist sie froh, daß sie mit ihrer klugen Nichte sprechen kann.
«Nicht der Rede wert. Was ist mit dir, du klingst seltsam!»
Rosalie schluckt, dann erzählt sie es. Das Ganze scheint ihr plötzlich unwirklich und theatralisch, als wäre es die Geschichte einer anderen oder als hätte jemand sich das alles ausgedacht. Als sie fertig ist, weiß sie nicht mehr, was sie sagen soll. Eigenartigerweise ist es ihr peinlich. Sie schweigt verwirrt.
«Mein Gott», sagt Lara.
«Findest du es falsch?»
«Etwas daran ist falsch. Aber schwer zu sagen, was. Fährst du allein hin?»
Rosalie nickt.
«Tu das nicht. Nimm mich mit.»

«Kommt nicht in Frage.«

Ein paar Sekunden schweigen sie beide. Rosalie weiß, daß Lara weiß, sie würde nachgeben, wenn sie etwas dringlicher bäte, und Lara weiß, daß Rosalie es weiß, aber Rosalie weiß auch, daß Lara nicht die Kraft dafür hat, nicht jetzt, nicht so unvermittelt und ohne Vorbereitung, und deshalb tun sie beide so, als wäre da nichts zu machen und kein Widerspruch möglich.

Also fuhren sie ein langes Gespräch voller Wiederholungen und gedehnter Pausen, in dem es um das Leben und die Kindheit und Gott und letzte Dinge geht, und immer wieder denkt Rosalie, daß sie diesen Anruf nicht hätte machen sollen, daß sie am liebsten einfach auflegen würde und daß dies andererseits noch eine Weile dauern wird, denn natürlich will sie überhaupt nicht auflegen. Irgendwann beginnt Lara, leise zu schluchzen, und Rosalie kommt sich sehr tapfer und gelassen vor, als sie sich verabschiedet, aber dann beginnt doch alles von vorne, und sie reden noch eine Stunde. Das war ein Fehler, denkt Rosalie danach. Man sagt es anderen nicht, man belästigt keinen damit. Das ist das Falsche daran, das hat ihre kluge Nichte gemeint. Man tut es allein oder gar nicht.

Das Wochenende vergeht in eigentümlicher Leichtigkeit. Nur ihre hitzigen Träume, so voll von Menschen, Stimmen und Ereignissen, als wollte eine ganze in ihr verborgene Welt noch einmal ans Licht, zeigen ihr, daß sie doch nicht so ruhig ist, wie sie tagsüber meint. Am Montagmorgen will sie zunächst ihren Koffer packen. Sie

muß sich zur Ordnung rufen, denn es erscheint ihr seltsam und verquer, ganz ohne Gepäck zu verreisen.
Im Taxi zum Flughafen, während die Häuser vorbeiziehen und die aufgehende Sonne auf den Dächern spielt, versucht sie es wieder. Gibt es keine Chance, fragt sie mich. Es liegt doch alles in deiner Hand. Laß mich leben!
Das geht nicht, antworte ich irritiert. Rosalie, was hier mit dir geschieht, ist dein Zweck. Dafür habe ich dich erfunden. Theoretisch könnte ich vielleicht eingreifen, aber dann wäre alles sinnlos! Das heißt, ich kann es eben nicht.
Blödsinn, sagt sie. Gerede. Irgendwann wirst auch du an der Reihe sein, und dann wirst du betteln wie ich.
Das ist doch etwas anderes!
Und wirst nicht verstehen, warum für dich keine Ausnahme gemacht wird.
Das kann man nicht vergleichen. Du bist meine Erfindung, und ich bin ...
Ja?
Ich bin real!
So?
Vertrau mir. Es wird nicht wehtun. Dafür wenigstens kann ich sorgen, das verspreche ich dir. Meine Geschichte -
Entschuldigung, aber auf die pfeife ich. Wahrscheinlich wird sie nicht einmal gut!
Ich schweige wütend, und damit Rosalie nicht wieder anfangt, lasse ich sie schon ein paar Minuten später am

Flughafen ankommen - das Auto hat sich unwirklich schnell bewegt, die Straßen sind zu einem Gemenge von Farben verwischt, und schon steigt sie aus, keine Schlange am Check-in-Schalter, kein Warten an der Sicherheitskontrolle, und sie sitzt am Gate, umgeben von lauten Kindern und Geschäftsleuten, und weiß gar nicht, wie ihr geschehen ist. Unser Gespräch ist in den Hintergrund ihres Bewußtseins gerückt, sie ist nicht mehr sicher, ob ich tatsächlich gesprochen habe oder ob sie sich meine Antworten selbst zurechtgelegt hat.
Der Flug hat Verspätung. Alle Flüge haben Verspätung, immer, daran kann auch ich nichts ändern. Also sitzt Rosalie in der Wartehalle. Sonnenlicht streicht weich durch die Fenster. Bis vorhin noch hat sie keine Angst gehabt, aber plötzlich ist sie wie versteinert vor Furcht.
Ausgerechnet jetzt geht es los. Die Maschine nach Zürich wird ausgerufen, und als Rosalie aufsteht, fragt eine Mitreisende sie, ob sie Hilfe braucht. Sie braucht keine, aber warum sollte man etwas Stütze und Freundlichkeit ablehnen? Also läßt sie sich an Bord helfen.
Zum Glück hat sie einen Fensterplatz. Sie beschließt, keinen Augenblick zu versäumen, sie wird hinaus sehen, als könnte sie alles mit sich nehmen. Wie gut, wenn man kurz vor dem Ende noch über die Alpen fliegt. Die Maschine rollt auf die Startbahn, die Motoren heulen auf. Rosalie erwacht, als die Maschine aufsetzt und die Kraft der Bremsen sie in den Gurt drückt. Ihre Ohren schmerzen, sie reibt sich die Stirn. Hat sie wirklich den ganzen

Flug ... ? Sie kann es nicht glauben. Doch draußen zieht, unter einem gleichmäßig grauen Himmel, die Landebahn vorbei. Es ist wahr, sie hat alles verschlafen.
«Sind wir etwa schon da?» fragt sie ihren Nachbarn.
Er schüttelt den Kopf. «BaseL»
«Was?»
«Nebel in Zürich.» Er sieht sie an, als wäre sie daran schuld. «Wir mußten in Basel runter.»
Rosalie blickt starr auf die Lehne des Vordersitzes und versucht nachzudenken. Was ist das? Die unerwartete Wendung, die ihr Leben retten soll? Habe ich eingegriffen, um die Reise abzubrechen?
Aber Rosalie, antworte ich. Du hast Krebs. Du stirbst in jedem Fall. Wenn du die Reise abbrichst, rettet es dich nicht.
Es könnte eine andere Art von Geschichte werden, sagt sie. Ich könnte in den zwei Wochen das Leben entdecken. Dinge tun, die ich noch nie getan habe. Es könnte eine dieser Geschichten darüber sein, daß man die Gegenwart nie genug schätzt und immer so leben soll, als wäre es in ein paar Tagen vorbei. Es könnte eine positive und ... Wie nennt man das?
Lebensbejahend. Man nennt das eine lebensbejahende Geschichte.
So eine könnte es doch sein!
Rosalie, die Fluggesellschaft wird dir zwei Dinge anbieten. Einen Weiterflug, von dem man nicht weiß, wann du ihn antreten kannst, denn der Züricher Nebel ist sehr

dicht, oder ein Ticket für die Bahn. Mit der kämst du zurecht. Du wirst das Bahnticket nehmen. Das ist keine lebensbejahende Geschichte. Wenn überhaupt, dann ist es eine theologische.
Wieso das?
Ich schweige.
Aber wieso denn, wiederholt sie. Wie meinst du das?
Ich schweige.
«Ich bitte Sie», sagt Rosalies Nachbar. «So schlimm ist das doch gar nicht, Sie kommen schon nach Zürich. Ist ja nicht mehr weit. Da muß man doch nicht weinen.»
Am Ausgang der Maschine hat sie sich bereits wieder gefaßt. Ein Mann von der Fluglinie gibt Gutscheine an die murrenden Passagiere aus. Tatsächlich entscheidet Rosalie sich für die Bahn, und da sie gebrechlich und nicht eben gesund aussieht, findet sich sogar ein Mitarbeiter, der sie mit dem Auto zum Bahnhof bringt. Dort wartet schon der Zug. «Vorsicht, Stufe», sagt der junge Mann, «Vorsicht, hier ist ein Zwischenraum. Vorsicht, noch eine Stufe. Möchten Sie hier sitzen? Vorsicht.»
Wenig später rast die Bahn durch hügelig grüne Landschaft. Diesmal, nimmt sich Rosalie vor, wird sie gewiß nicht einschlafen.
Sie wacht auf, als der Zug an irgendeinem Provinzbahnhofhält. Nebel hängt über den Dächern häßlicher Häuser. Draußen auf dem Bahnsteig greint ein Kind, daneben glotzt die Mutter, als wäre sie in einen Kothaufen getreten. Rosalie reibt sich das Gesicht. Und schon meldet sich der

Schaffner über den Lautsprecher: Ein Unfall mit Personenschaden, bitte aussteigen!
«Einer hat sich umgebracht», sagt ein Mann fröhlich.
«Vor den Zug gehupft», sagt eine Frau. «Da zerreißt es einen. Da bleibt nichts!»
«Ein Schuh vielleicht», sagt der Mann. «Den findet man dann ganz weit weg.»
Alle nicken einträchtig, dann steigen sie aus. Ein Mann hilft Rosalie auf den Bahnsteig. Dann steht sie draußen im Nieselregen. In ihrer Ratlosigkeit geht sie ins Bahnhofslokal. Von der Wand lächelt eine Madonna, daneben ein General in Schwarzweiß, daneben ein Bergführer mit Spitzhacke. Im Zimmer gibt es vier Schweizer Fahnen. Der Kaffee schmeckt scheußlich.
«Liebe Frau, Sie wünschen, nach Zürich zu gelangen?»
Sie blickt auf. Am Nebentisch sitzt ein dünner Mann mit einer Hornbrille und fettigen Haaren. Rosalie hat ihn vorhin schon im Zug gesehen.
«Wenn dem nämlich so ist, könnte ich Sie mitnehmen.»
«Haben Sie ein Auto hier?»
«Liebe Frau, es gibt viele Autos.»
Sie schweigt verdutzt. Aber was hat sie zu verlieren? Sie nickt.
«Wenn Sie bitte mitkommen möchten. Ich nehme an, die Zeit ist knapp.» Mit großer Geste holt er eine Börse hervor und bezahlt ihren Kaffee. Dann geht er zum Garderobenständer, nimmt eine dort hängende knallrote

Schirmmütze, setzt sie sich auf und rückt sie umständlich zurecht. «Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht helfe, aber leider schmerzt mein Rücken. Wie ist Ihr Name?»
Sie stellt sich vor.
Er nimmt ihre Hand und drückt, unwillkürlich zuckt sie zurück, seinen Mund darauf. «Erfreut!» Seinen eigenen Namen nennt er nicht. Er steht sehr gerade, seine Bewegungen sind geschmeidig, und es wirkt nicht so, als täte ihm der Rücken weh.
Sie folgt ihm auf den Parkplatz. Er geht schnell und ohne sich nach ihr umzudrehen, sie kann kaum Schritt halten. Mit nachdenklicher Miene bleibt er bei diesem und jenem Fahrzeug stehen, den Kopf zur Seite geneigt, die Lippen gespitzt.
«Was halten Sie von dem hier?» fragt er vor einem silbernen Citroen. «Der scheint mir angemessen.» Er blickt Rosalie fragend an. Als sie verwirrt nickt, beugt er sich vor und hantiert an der Tür, die nach einer Sekunde aufspringt. Er setzt sich hinein und macht sich an der Zündung zu schaffen.
«Was tun Sie da?»
«Liebe Frau, wollen Sie nicht einsteigen?»
Zögernd setzt Rosalie sich auf den Beifahrersitz. Der Motor springt an. «Ist das Ihr Auto, oder haben Sie gerade-«
«Es ist selbstverständlich mein Auto, liebe Frau! Möchten Sie mich beleidigen?»
«Aber Sie haben die Zündung-»

«Ein neues Patent, sehr kompliziert, lehnen Sie sich zurück. Lang wird es nicht dauern, auch wenn ich die volle Geschwindigkeit des Gefährts nicht nutzen kann, es liegt Nebel, und ich will Sie keiner Gefahr aussetzen.» Er lacht meckernd, ein Schauer läuft über Rosalies Rücken.
«Wer sind Sie?» fragt sie heiser.
«Ein freundlicher Mensch, liebe Frau. Ein Suchender, ein Helfer, ein Reisender. Ein Schatten und Bruder. Wie jedermann es jedem sein sollte.»
Schon sind sie auf der Autobahn. Neben ihnen flimmern die Leitplanken, und die Geschwindigkeit drückt Rosalie in den weichen Ledersitz.
«Das alte Rätsel», sagt er mit einem Seitenblick in ihr Gesicht. «Morgens vier, mittags zwei, abends drei. Wie profund, liebe Frau.» Er schaltet das Radio ein, Alphörner dröhnen, im Hintergrund jodelt jemand. Er pfeift mit und klopft, völlig aus dem Rhythmus, den Takt auf das Lenkrad. «Ein denkendes Schilfrohr, Gnädigste, un roseau pensant, was ist der Mensch denn anderes! Ich bringe Sie zum Ziel, und was ich dafür erbitte, ist, seien Sie sorglos, überhaupt gar nichts.»
Tu doch endlich etwas, sagt sie zu mir. Verdirb deine Geschichte. Wen interessiert die schon, es gibt so viele Geschichten, auf die eine kommt es doch nicht an. Du könntest mich heilen, du könntest mich sogar wieder jung machen. Es würde dich nichts kosten!
Fast hätte sie mich aus der Reserve gelockt. Aber im Moment beschäftigen mich andere Dinge; es beunruhigt

mich sehr, daß ich keine Ahnung habe, wer der Kerl am Steuer ist, wer ihn erfunden hat und wie er in meine Geschichte kommt. Mein Plan hatte mit einem kleinen Jungen und einem Fahrrad zu tun, einer Motorradbande und einem pensionierten Sargtischler aus Kolumbien. Einem kleinen Hund wäre eine auch symbolisch wichtige Rolle zugefallen. Zwanzig Seiten Entwürfe, vieles davon wirklich gut, die ich jetzt wegwerfen kann.
Schon fahren sie von der Autobahn ab, die Häuser des Züricher Stadtrandes bauen sich vor ihnen auf: Gärtchen, Milchreklamen, noch mehr Gärtchen, Schulkinder mit zu großen Tornistern. Plötzlich tritt er auf die Bremse, springt auf die Straße, läuft ums Auto und öffnet Rosalie die Tür. «Liebe Frau!»
Sie steigt aus. «Wir sind da?»
«Selbstverständlich!» Er verbeugt sich absurd tief, seine Arme hängen schlaff herab, die Handrücken berühren den nassen Asphalt. So verharrt er ein paar Sekunden, dann richtet er sich au(«Mit Bestimmtheit. Was immer Sie vorhaben, es ist mit Bestimmtheit zu tun. Bedenken Sie das.» Er wendet sich ab und geht mit großen Schritten davon.
«Aber Ihr Auto!» ruft Rosalie.
Doch schon ist er um die Ecke verschwunden, und der Citroen bleibt verlassen, blinkend und mit offener Tür zurück. Rosalie blinzelt, ihre Augen stellen das Schild mit dem Straßennamen scharf, und mit einer Mischung aus Erleichterung, Verblüffung und Ärger bemerkt sie, daß er sie am falschen Ort abgesetzt hat.

Sie hebt die Hand, und eine ganze Weile steht sie im Regen, wird immer nasser und fühlt sich so elend, daß es dafür keine Worte gibt. Endlich hält ein Taxi. Sie steigt ein, nennt die richtige Adresse und schließt die Augen.
Laß mich leben, versucht sie es ein letztes Mal. Deine Geschichte. Vergiß sie. Laß mich einfach leben.
Du klammerst dich an die Illusion, daß es dich wirklich gibt, antworte ich. Aber du bestehst aus Wörtern, aus vagen Bildern und aus ein paar simplen Gedanken, und sie alle gehören anderen. Du meinst, daß du leidest. Aber da ist kein Leidender, da ist niemand!
Was für kluge Dinge. Schieb sie dir in den Arsch!
Für einen Moment bleibt mir die Sprache weg. Ich weiß nicht, wer ihr beigebracht hat, so zu reden. Es paßt nicht zu ihr, es ist ein Stilbruch, es beschädigt meine Prosa. Nimm dich bitte zusammen!
Ich will nicht. Ich habe Schmerzen. Auch dir wird es so gehen, und auch dir wird dann irgendwer sagen, daß du nicht existierst.
Rosalie, das eben ist der Unterschied. Ich existiere.
Ach ja?
Ich habe Persönlichkeit und Gefühle und eine Seele, die vielleicht nicht unsterblich, aber doch real ist. Warum lachst du?
Der Fahrer blickt sich um, dann zuckt er die Achseln, alte Leute sind nun einmal wunderlich. Die Scheibenwischer rucken, Regen spritzt aus Prutzen, Leute starren unter Schirmen hervor. Der letzte Weg, sagt Rosalie leise,

und gerade weil es stimmt, erscheint der Gedanke ihr pathetisch und falsch. Egal, wie das Leben war, denkt sie, am Ende steht immer Entsetzen. Und jetzt bleibt nur, die Minuten verstreichen zu lassen. Noch liegen etwa zwanzig vor ihr, jede angefüllt mit Sekunden; das ist eine lange Zeit, da tickt die Uhr noch Tausende Male, noch ist das Ende gar nicht wirklich.
«Wir sind da!» sagt der Fahrer.
«Schon?»
Er nickt. Ihr fällt auf, daß sie kein Geld gewechselt hat, sie hat keine Schweizer Franken bei sich. «Bitte warten Sie. Ich bin gleich wieder zurück.»
Während sie aussteigt, kann sie gar nicht fassen, daß ihre letzte Tat darin besteht, jemanden um das Fahrgeld zu betrügen. Aber das Leben ist so eine verwickelt unsaubere Angelegenheit, und jetzt gibt es keine Verantwortung mehr. Hier ist das Brett mit den Klingelknöpfen, da steht, als bedeute es irgend etwas und nicht den Tod, der Name des Vereins. Sie läutet, sofort entriegelt sich summend die Tür.
Der Lift ist alt, die Kabinenaufhängung ächzt, und während der Fahrt wird ihr klar, daß sie bis jetzt nicht daran geglaubt hat, dieses Haus jemals zu betreten. Die Kabine bleibt stehen, die Tür gleitet auf, und aus dem Nichts, als wollte er sie daran hindern, den Knopf zu drücken, der sie wieder hinunterbringt, taucht ein schmaler Mann mit Mittelscheitel auf. «Guten Tag, Freytag mein Name.»
Und jetzt?

Ich weiß, ich sollte alles erzählen. Rosalies Gang durchs Vorzimmer in jenen Raum, in dem gestorben wird. Ich sollte den Tisch beschreiben, den Stuhl, das Bett, ich sollte ausmalen, wie abgewetzt die Möbel sind, welch sonderbare Staubschicht auf dem Wandschränkchen liegt, wie benutzt und zugleich unbewohnt hier alles aussieht, als wohnten da Schatten und keine Menschen. Und die Kamera natürlich; ich sollte die Kamera erwähnen, angebracht, um zu dokumentieren, daß die Todkranken das Gift selbst trinken, daß keiner sie dazu zwingt, der Verein muß sich rechtlich absichern. Ich sollte anschaulich machen, wie Rosalie sich setzt und den Kopf auf die Hände stützt, wie ein Blick zum Fenster ihr zum letzten Mal die Nebelferne des Himmels zeigt, wie ihre Angst der Ermattung weicht, wie sie - hier, bitte, und hier, und dann noch hier, gnädige Frau - Formulare unterschreibt, und wie schließlich das Glas mit Gift vor sie hingestellt wird. Ich sollte erzählen, wie sie es zum Mund fuhrt, ich sollte auf die Mischung von Widerstreben und Verlangen eingehen, mit der sie in die wäßrige Flüssigkeit blickt, auf ihr kurzes Zögern, da sie ja schließlich immer noch umkehren und, wenn auch für Tage bloß, das Leben mit all den Schmerzen und aller Widrigkeit wählen kann, nur um sich dann doch dagegen zu entscheiden - sie hat sich zu weit vorgewagt, so nahe an der Schwelle geht man nicht zurück. Und auch das letzte Aufwallen ihrer Erinnerungen sollte ich beschreiben: Spiele am Rand eines trägen Sees, die feuchten Lippen einer mütterlichen

Frau, ihr Vater hinter der Sonntagszeitung, das Mädchen in der Schule neben ihr und ein Junge, an den sie seit damals nicht gedacht hat, sowie jener Vogel in einem Käfig bei Großmutter, der ganz deutlich einige Worte sprechen konnte. Im Grunde hat nichts mehr, all die zweiundsiebzig Jahre danach, sie so fasziniert wie dieses redende Tier. Ja, das hätte eine gute Geschichte werden können, ein wenig sentimental zwar, aber die Melancholie ausbalanciert durch Humor, das Brutale in der Schwebe gehalten mit etwas Philosophie. Ich hatte alles durchdacht. Und jetzt?

Jetzt ruiniere ich es. Ich reiße den Vorhang weg, werde sichtbar, erscheine neben Freytag vor der Lifttür. Eine Sekunde sieht er mich verständnislos an, dann verblaßt er und verweht wie Staub. Rosalie, du bist gesund. Und wenn wir schon dabei sind, sei auch wieder jung. Fang von vorne an!

Bevor sie noch antworten kann, bin ich wieder verschwunden, und sie steht im Lift, der knarrend nach unten fahrt, und kann nicht begreifen, daß ihr aus dem Spiegel eine zwanzigjährige Frau entgegenblickt. Etwas schiefe Zähne, die Haare zu dünn und der Hals zu schmal, eine Schönheit war sie nie, aber das kann ich ihr nicht auch noch schenken. Andererseits - warum nicht! Jetzt spielt das schon keine Rolle mehr.

Danke.

Ach, sage ich erschöpft, nicht zu früh.

Sie reißt die Haustür auf und springt mit ihren nicht

mehr schmerzenden Beinen auf die Straße. Die Kleider sehen seltsam aus an ihr: ein junges Mädchen, angezogen wie eine alte Frau. Da der Taxifahrer sie nicht wiedererkennt, hält er sie nicht auf, bleibt um seinen Lohn betrogen und wird noch eine halbe Stunde später hier stehen, mit wachsender Besorgnis das laufende Taxameter beobachten und schließlich im Haus an alle Türen klopfen. Bei dem Verein wird man ihm sagen, daß man zwar eine alte Dame erwartet hat, diese aber ihren Termin nicht wahrnehmen wollte. Schimpfend wird er dann seiner Wege ziehen und an diesem Abend noch wortkarger als sonst das miserable Essen seiner Frau hinunterschlingen. Seit langem schon denkt er darüber nach, sie umzubringen, mit Gift, mit dem Messer oder den Händen, aber heute faßt er den Entschluß, es wirklich zu tun. Doch das ist eine andere Geschichte.

Und Rosalie? Sie geht die Straße entlang, mit großen Schritten, halb bewußtlos noch vor Freude, und mir scheint es für einen Moment, als hätte ich richtig gehandelt, als wäre Gnade das Höchste und als käme es auf eine Erzählung weniger nicht an. Und zugleich, ich kann es nicht leugnen, kommt mir die absurde Hoffnung, daß dereinst jemand dasselbe für mich tun wird. Denn wie Rosalie kann auch ich mir nicht vorstellen, daß ich nichts bin ohne die Aufmerksamkeit eines anderen, ja daß meine bloß halbwahre Existenz endet, sobald dieser andere den Blick von mir nimmt - so wie eben jetzt, da ich diese Geschichte endgültig verlasse, Rosalies Dasein

erlischt. Von einem Moment zum nächsten. Ohne Todeskampf, Schmerz oder Übergang. Eben noch ein seltsam angezogenes Mädchen, wirr vor Staunen, jetzt nur mehr eine Kräuselung in der Luft, ein noch Sekunden sich haltender Ton, eine verblassende Erinnerung in meinem Gedächtnis und in Ihrem, während Sie diesen Absatz lesen. Zurück bleibt, wenn überhaupt etwas, eine Straße im Regen. Wasser, das von den Pelerinen zweier Kinder perlt, ein Hund, der da drüben sein Bein hebt, ein gähnender Kanalräumer und drei Autos, die mit unbekannten Nummernschildern um die Ecke biegen, als kämen sie von sehr weit her: aus einer fremden Wirklichkeit oder zumindest aus einer ganz anderen Geschichte.

Der Ausweg

Im Frühsommer seines neununddreißigsten Jahres wurde der Schauspieler Ralf Tanner sich selbst unwirklich.
Von einem Tag zum nächsten kamen keine Anrufe mehr. Langjährige Freunde verschwanden aus seinem Leben, berufliche Pläne zerschlugen sich grundlos, eine Frau, die er nach seinen Möglichkeiten geliebt hatte, behauptete, daß er sie am Telefon übel verspottet habe, und eine andere, Carla, war in der Lobby eines Hotels aufgetaucht, um ihm die schlimmste Szene seines Lebens zu machen: Dreimal, hatte sie geschrien, habe er sie einfach so versetzt! Die Menschen waren stehengeblieben und hatten grinsend zugesehen, ein paar hatten mit ihren Mobiltelefonen gefilmt, und schon in dem Moment, da Carla mit aller Kraft zugeschlagen hatte, hatte er gewußt, daß diese Sekunden ins Internet kommen und den Ruhm seiner besten Filme überstrahlen

würden. Kurz darauf mußte er einer Allergie wegen seinen Schäferhund weggeben, und in seinem Kummer schloß er sich ein und malte Bilder, die er keinem zu zeigen wagte. Er kaufte Fotobände, in denen die Muster auf den Flügeln zentralasiatischer Schmetterlinge abgebildet waren, und er las Bücher darüber, wie man Uhren fachgerecht auseinandernimmt und wieder zusammensetzt, ohne daß er es je über sich gebracht hätte, sich selbst an einer zu versuchen. Er begann, mehrmals am Tag seinen Namen bei Google aufzurufen, korrigierte den von Fehlern strotzenden Wikipedia-Artikel über sich, kontrollierte die Rollenlisten in allerlei Datenbanken, übersetzte sich mühsam die Meinungen der Teilnehmer aus spanischen, italienischen und holländischen Diskussionsforen. Da stritten fremde Menschen darüber, ob er sich tatsächlich vor Jahren mit seinem Bruder entzweit habe, und er, der seinen Bruder nie hatte leiden können, las ihre Meinungen, als gäbe es die Chance, daß irgendwo darunter die Erklärung stand, was es mit seinem Leben auf sich hatte.

Auf YouTube fand er die Aufzeichnung eines Auftritts von einem ziemlich guten Ralf-Tanner-Imitator: einem Mann, der ihm täuschend ähnlich sah und dessen Stimme und Gesten fast die seinen waren. Rechts daneben bot das System weitere mit seinem Namen verknüpfte Videos an: Ausschnitte aus seinen Filmen, zwei Interviews und natürlich die Szene mit Carla in der Hotellobby.

An diesem Abend ging er mit einer Frau aus, um die er sich lange bemüht hatte. Aber als er ihr gegenübersaß,

konnte er plötzlich nicht mehr so tun, als ob ihr Gerede ihn interessierte. Die Blicke der Leute von den anderen Tischen, ihr Tuscheln und Herüberstarren, all das störte ihn noch mehr als sonst. Als sie aufstanden und das Lokal verließen, trat ein Mann auf sie zu und bat mit der üblichen Mischung aus Schüchternheit und Trotz um ein Autogramm.
«Ich sehe ihm nur ähnlich», sagte Ralf.
Der Mann blickte ihn mißtrauisch an.
«Ich mache das beruflich. Ich trete auf. Ich bin Imitator!»
Der Mann gab den Weg frei. Die Frau lachte noch Minuten später im Taxi, so geistreich fand sie seine Antwort.
In dieser Nacht, während er sah, wie im grauen Spiegel neben dem Bett ihrer beider nackten Umrisse eins wurden, wünschte er sich mit aller Kraft auf die andere Seite der glatten Fläche hinüber, und am nächsten Morgen, als er sie ruhig neben sich atmen hörte, war ihm, als hätte ein Fremder sich in dieses Zimmer verirrt; und dieser Fremde war nicht sie.
Er hatte schon lange den Verdacht, daß das Fotografiertwerden sein Gesicht abnützte. Sollte es möglich sein, daß jedesmal, wenn man gefilmt wurde, ein anderer entstand, eine nicht ganz gelungene Kopie, die einen aus sich selbst verdrängte? Ihm war, als wäre nach den Jahren des Bekanntseins nur mehr ein Teil von ihm übrig und als brauchte er bloß noch zu sterben, um einzig und allein dort zu sein, wo er eigentlich hingehörte: in den Filmen und auf den unzähligen Fotografien. Und jener Körper,

der noch immer atmete, Hunger hatte und sich aus irgendwelchen Gründen hier und dort herumtrieb, würde endlich nicht mehr stören - ein Körper, der dem Filmstar ohnehin nicht sehr ähnlich war. So viel Arbeit und Schminke waren nötig, so viel Aufwand und Formung, damit er wirklich aussah wie der Ralf Tanner auf der Leinwand.
Er rief Malzacher, seinen Agenten, an, sagte die Reise zum Filmfestival von Valparaiso ab und machte sich auf den Weg zu einer Vorstadtdiskothek namens Looppool, in der, das hatte er im Internet gesehen, an diesem Tag die Doubles bekannter Schauspieler auftraten. Er ließ seinen Chauffeur draußen warten und ging hinein. Seit Jahren hatte er sich nicht so schüchtern gefühlt. Jemand wollte Eintrittsgeld von ihm, aber als er Ralfs Gesicht sah, winkte er ihn weiter.
Es war heiß und stickig, Lichter flackerten grell. Drüben an der Bar stand einer, der aussah wie Tom Cruise, auf der anderen Seite des Raumes bahnte sich Arnold Schwarzenegger seinen Weg, und natürlich war auch eine billig angezogene Lady Diana da. Menschen sahen sich nach ihm um, aber nur kurz und nebenbei, ohne besonderes Interesse. Jetzt stieg Diana aufs Podium und sang Happy Birthday Mr. President! irgend etwas hatte man offenbar verwechselt, aber die Leute grölten vor Freude. Eine Frau lächelte ihm zu. Er erwiderte ihren Blick. Sie kam näher. Sein Herz klopfte, er wußte nicht, was er sagen sollte. Schon war sie bei ihm, und dann waren sie auf der Tanzfläche, und ihr Körper preßte sich gegen seinen.

Kurz darauf fand er sich selber auf dem Podium wieder. Menschen starrten ihn an, und er sprach seinen berühmten Dialog mit Anthony Hopkins aus Ich bin der Mann im Mond nach. Anthony gelang ihm sehr gut, bei seinen eigenen Passagen war er unsicher. Die Leute klatschten und johlten, er sprang zurück in den Saal, und die Frau, mit der er getanzt hatte, sagte in sein Ohr, sie heiße Nora. Der Mann, dem die Diskothek gehörte, klopfte ihm auf die Schulter und gab ihm fünfzig Euro. «Das war in Ordnung, wenn auch nicht toll. Tanner spricht anders, und die Hände hält er ungefähr so.» Er machte es vor. «Du siehst ihm ähnlich, aber seine Haltung kannst du noch nicht. Schau mehr von den Filmen an! Komm nächste Woche wieder.»

Als er und die Frau auf die Straße traten, erschrak er. Ihm fiel ein, daß er sie nicht mit zu sich nehmen konnte. Sobald sie das Haus und die Dienstboten sehen würde, würde sie wissen, daß er nicht der war, der er zu sein behauptete - oder vielmehr, daß er genau der war. Er tat, als ob er den wartenden Chauffeur nicht sähe, winkte ein Taxi heran und erfand etwas über einen Bruder, der gerade zu Besuch sei j und mit einem Blick, dem er ansah, daß sie ihm kein Wort glaubte und ihn für verheiratet hielt, sagte sie, es sei aber nicht aufgeräumt bei ihr.

In ihrer kleinen und sehr ordentlichen Wohnung verbrachte Ralf Tanner die beste Nacht seines Lebens. Nicht er, sondern ein anderer umfaßte Noras Leib und schleuderte sie mit einer Kraft hin und her, wie er sie nie beses-

sen hatte. Zur frühen Morgenstunde strich sie ihm über den Nacken und sagte, er sei wunderbar. Das hatten ihm schon viele Frauen gesagt, aber er wußte, daß noch keine es ernst gemeint hatte.
Am Tag darauf mietete er nicht weit von ihr in einem zugigen Haus ein möbliertes Zimmer unter dem Namen Matthias Wagner. Der Vermieter starrte ihn verblüfft an, aber Ralf erklärte ihm, daß er nebenberuflich als Imitator arbeite, und das genügte. Die ganze Woche verbrachte er dort oder bei Nora, oder er ging die Straße auf und ab und genoß, daß keiner sich umdrehte, weil sich schon in der Gegend herumgesprochen hatte, wer er war und was er tat.
Beim nächsten Auftritt im Looppool allerdings machte er keine gute Figur. Während er auf dem Podium stand und seinen Text sprach, fühlte er sich plötzlich verloren. Etwas ging schief, er war verkrampft, seine Stimme klang gepreßt, und als er versuchte, sich daran zu erinnern, wie er die Hände in jener Szene gehalten hatte, fiel ihm nicht mehr ein, wie es eigentlich gewesen war, was er empfunden und gedacht hatte, sondern er sah nur das Bild von sich selbst auf der Leinwand vor sich. Er spürte, wie die Aufmerksamkeit der Zuschauer ihm entglitt, und nur sein Schauspielerinstinkt zwang ihn dazu, den Auftritt zu Ende zu bringen.
Dann sah er, auch der andere Ralf-Tanner-Darsteller war da. Von YouTube wußte er, daß er beeindruckende Perfektion erreicht hatte, aber in Person war die Ähnlichkeit noch erstaunlicher. Sein Händedruck war fest, und

er hatte den scharfen Blick, den Ralf von sich selbst auf der Leinwand kannte. Er war groß und breitschultrig und hatte eine Ausstrahlung von Stärke, Festigkeit und Mut.
«Sie machen das noch nicht lange», sagte er.
Ralf zuckte die Achseln.
«Ich bin seit seinem zweiten Film dabei. Am Anfang habe ich es nebenbei gemacht, da war ich noch im Fundbüro. Dann ging es aufwärts mit ihm, und ich habe gekündigt.» Der Mann sah ihn mit schmalen Augen an. «Steigen Sie jetzt hauptberuflich ein? Es braucht lange Übung. Es ist sehr schwer. Um einen Menschen darstellen zu können, muß man mit ihm leben. Oft gehe ich auf der Straße und merke gar nicht, daß ich es als Ralf Tanner tue. Ich lebe als er. Ich denke wie er, manchmal bleibe ich tagelang in der Rolle. Ich bin Ralf Tanner. Das braucht Jahre.»
Der Besitzer des Looppool wollte ihm diesmal nur dreißig Euro geben. Es sei wirklich nicht besonders gewesen, und mit der Ähnlichkeit sei es auch nicht weit her.
Für einen Moment flammte Empörung in ihm auf. Er sah dem Mann ins Gesicht, und offenbar spürte der tatsächlich jenen Blick, den er aus einem Dutzend Filme kannte; er trat zurück, starrte auf seine Schuhspitzen und murmelte etwas Unverständliches. Seine Hand glitt in seine Tasche, und Ralf wußte, gleich würde er einen weiteren Geldschein herausholen. Aber dann merkte er, wie seine Kraft wich und die Wut sich auflöste. Er sei ja noch ein Anfänger, sagte er.
«Schon gut.» Der Mann warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Er zog die Hand leer aus der Tasche.

«Ich werde mich bemühen», sagte Ralf. Etwas daran gefiel ihm. Bewies das nicht, daß er endlich frei war?
Nein, dachte er in der Straßenbahn auf dem Weg in Matthias Wagners Bleibe. Natürlich bewies es nichts dergleichen, es zeigte bloß, daß Selbstbeobachtung die Persönlichkeit wirr macht, den Willen ablenkt und die Geisteskraft bricht, es bewies, daß kein Mensch, von außen und mit Klarheit gesehen, sich selbst ähnelt. An der nächsten Station stieg er aus, winkte ein Taxi heran und ließ sich in sein Haus bringen.
Dort bat er seinen Kammerdiener Ludwig, ein Schaumbad für ihn einzulassen, und wollte die mittlerweile eingelaufenen Nachrichten auf dem Mobiltelefon abrufen. Aber da waren keine. Niemandem schien er gefehlt zu haben. Es war, als hätte ein anderer seine Angelegenheiten weitergeführt.
Den nächsten Tag verbrachte er in Unruhe und Zerstreutheit. Sein bester Freund, der erfolglose Theaterschauspieler Mogroll, hatte unerwartet eine Überdosis Tabletten eingenommen. Absicht oder Irrtum, keiner wußte es; er hatte sich vorher nicht gemeldet, nicht mit ihm gesprochen, keine Abschiedsworte hinterlassen. Ralf begriff es nicht.
Sein persönlicher Trainer ließ ihn wie jeden Mittwoch Liegestütz machen und erklärte, daß seine Bauchmuskeln mehr Übung bräuchten: Im nächsten Film gebe es Szenen ohne Hemd, da dürfe man sich nicht blamieren, wenn man nicht mehr der Jüngste sei.

Er sah in den Filmforen nach, ob es Neues über ihn gebe, aber als er in einem Posting las, daß er nur Müll im Hirn habe und häßlich sei wie Vieh, gab er es fürs erste auf. Wer schrieb bloß so etwas, und warum? Er telefonierte mit seinem Agenten, dann mit dem Regisseur Brankner, dessen Unterwürfigkeit ihm peinlich war. Er wußte, daß Brankner nichts von ihm hielt, ihn aber unbedingt brauchte, weil ohne seine Zusage der Film keine Finanzierung bekommen würde. Mitten im Gespräch legte Ralf auf Eine Weile blätterte er in Miguel Auristos Blancos' Frieden, komm tüf in uns, dann ging er auf und ab und betrachtete die Blumen in den hohen Kristallvasen, die auf einmal im ganzen Haus verteilt waren. Er mochte keine Blumen, er wußte nicht, wie diese Vasen hierher geraten waren. Hatte Ludwig sie eigenmächtig gekauft? Langsam wurde der alt und wunderlich. Eine Weile stand Ralf vor dem Wandspiegel und sah zu, wie seine Gesichtszüge ihm von Sekunde zu Sekunde fremder wurden. Dann verließ er die Villa.
Er atmete auf, als er Matthias Wagners Straße erreichte. Dort war der Supermarkt, daneben der Zeitschriftenladen. Das Stiegenhaus roch nach Essen. Eine dicke Frau grüßte ihn nachlässig. Sein Zimmer empfing ihn wie ein verlorenes Zuhause.
Er sah fern und trank Bier aus der Dose. Ein Nachrichtensprecher sagte etwas von Krieg, dem Nahen Osten, dem Besuch eines Ministers, dem Wetter morgen. Eine Hausfrau hielt ein buntes Frotteehandtuch hoch, dann lief aus irgendeinem Grund ein Elefant über eine Wiese,

dann sah man Ralf Tanner, wie er ein Auto durch den Großstadtverkehr steuerte und mit einer blonden Frau auf dem Beifahrersitz sprach. «Die Zeit läuft ab, und all diese Menschen werden zu Staub!»
«Aber vielleicht», sagte die Frau, «können wir es verhindern.»
In sehr schneller Folge sah man eine Reihe von Explosionen: Ein Auto ging in die Luft, eine Ölplattform - die Flammen rollten pittoresk über das Meer -, ein Hochhaus, so fest getroffen, daß die wirbelnden Glassplitter in der Sonne blitzten. Und wieder das Gesicht von Ralf Tanner, darunter auf schwarzem Grund die Buchstaben: MIT FEUER UND SCHWERT. Jetzt im Kino.
Was für ein Blödsinn, dachte Ralf. Wie peinlich.
Dann erst fiel ihm auf, daß er sich an die Dreharbeiten nicht erinnerte. Und daß er noch nie von diesem Film gehört hatte.
Er schaltete eine Zeitlang durch die Programme, aber der Trailer tauchte nicht mehr auf. Er ging hinunter, über die Straße, ins Internetcafe gegenüber. Der Besitzer kannte ihn schon und wies ihn lächelnd zu einem der Computer.
Mit Feuer und Schwert war auf imdb.com gelistet. Über den Film, der offenbar schon vorige Woche sehr negativ in den Zeitungen besprochen worden war, gab es auch bereits einen Wikipedia-Eintrag. Im Movietalk-Forum lobte jemand die Intensität von Tanners Darstellerkraft. Aber warum habe er bei so etwas mitgemacht? Vielleicht, antwortete einer, habe er Geld gebraucht, bei dem Lebens-

wandel kein Wunder. Ein dritter berichtete, daß Tanner zur Zeit in Los Angeles weile, ein vierter widersprach: Er sei auf Promotiontour in China. Er hatte auch einen Link angefügt, und als Ralf darauf klickte, kam er auf die Internetseite einer chinesischen Zeitung. Ein großes Bild zeigte, wie er zwei Funktionären mit breitem Lächeln die Hand schüttelte. Er kannte diese Leute nicht, er war nie in China gewesen. Er bezahlte und stolperte in die grelle Vormittagssonne.

Mit Feuer und Schwert? Natürlich, sagte Nora, habe sie den gesehen. Ihr habe er gefallen. Egal, was die Kritiker sagten. Sie seufzte. Sie verehre Ralf Tanner seit ihrem dreizehnten Jahr. Sie habe alle seine Filme gesehen.

«Deswegen also? Weil ich aussehe wie er?»

«Ach, so ähnlich siehst du ihm gar nicht. Vielleicht solltest du jemand anderen imitieren. Du bist gut, aber ... Er ist nicht der Richtige.»

Sein Blick glitt zum Wandspiegel. Da war sie, und da war er, und plötzlich schien es ihm unsicher, auf welcher Seite die Originale waren und wo die Abbilder. Er strich ihr über den Kopf, murmelte etwas, um seine Verwirrung zu verbergen, und ging die Treppe hinunter zur Straßenbahnhaltestelle.

In der Bahn kümmerte sich niemand um ihn. Unwillkürlich versuchte er, sein Bild in der Scheibe zu sehen, aber es gelang nicht, genausowenig wie in den Schaufenstern, nirgendwo schien es mehr spiegelnde Flächen zu geben. Am Straßenrand sah er zwei Plakate für Mit Feuer

und Schwert. Erst als er außer Atem ans Tor der Villa kam, bemerkte er, daß seine Taschen leer waren. Er mußte den Schlüssel in der Aufregung verloren haben. Er drückte auf den Klingelknopf.
«Ich bin es», rief er ins Mikrofon. «Bin früher zurück.»
«Wer?»
Er schluckte. Dann, im Bewußtsein, daß diese Antwort in jeder Hinsicht untauglich war, wiederholte er: «Ich.»
Der Lautsprecher schaltete sich ab. Eine halbe Minute später öffnete sich die Haustür: Ludwig trat heraus und überquerte schleppenden Schrittes den Rasen. Er lehnte sich ans Gitter, sein faltiges Gesicht blickte durch die Stäbe.
«Ich bin es», sagte Ralf zum dritten Mal.
«Und wer ist das?»
Er brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß Ludwig kein abstrakt philosophisches Problem erörtern wollte, sondern daß er ihn nicht erkannte.
«Ich bin Ralf Tanner!»
«Das wird den Chef überraschen.»
«Ich bin früher zurück.»
«Der Chef ist längst zu Hause», sagte Ludwig. «Wenn Sie bitte gehen würden.»
«Das ist mein Haus!»
«Wir rufen die Polizei.»
«Kann ich ... mit dem Mann sprechen, der behauptet, Ralf Tanner zu sein?»
«Das sind Sie.»

«Bitte?»
«Der Mann, der behauptet, Ralf Tanner zu sein, sind Sie.»
«Kann ich ... mit Ralf Tanner sprechen?»
Ludwig sah ihn mit dünnem Lächeln an. «Ralf Tanner ist ein sehr berühmter Schauspieler. Hunderte Leute wollen etwas von ihm. Sein Telefon läutet dauernd. Meinen Sie, er unterbricht die Arbeit, um mit Ihnen zu plaudern, weil es ihn freut, daß Sie ihm ähnlich sehen?»
«Ludwig, du mußt mich doch erkennen!»
«Sie wissen meinen Namen. Glückwunsch. Aber wann haben Sie mich eingestellt?»
Er rieb sich die Stirn. Was sollte diese Frage? Er war zu verwirrt, um sich zu erinnern. Ihm war, als wäre Ludwig immer schon bei ihm gewesen, als hätte das knorrige, stets enttäuschte Gesicht des Dieners ihn durch sein ganzes Leben begleitet. «Kann ich mit den anderen sprechen? Kannst du mir Malzacher ans Telefon holen?»
«Mein Lieber, ein Rat unter uns. Natürlich können wir das so machen. Sie können das ganze Haus zusammentrommeln. Vielleicht schaffen Sie es sogar, daß Ralf Tanner selbst herauskommt. Aber was hätten Sie gewonnen? Lächerlichkeit, Spott, sehr unangenehmen Kontakt mit der Polizei und, wenn Sie so weitermachen, eine Unterlassungsklage. Sie haben es mit einem Star zu tun. Da gibt es keine Toleranz. Der muß sich schützen. Ich weiß, er spielt eine große Rolle in Ihrem Leben, Sie kennen alle seine Filme, Sie begleiten ihn, und er begleitet Sie, ein

besseres Publikum hat er nicht, aber jetzt sind Sie an einer Grenze, die Sie nicht überschreiten sollten. Gehen Sie nach Hause. Ich bin schon alt, ich habe viel gesehen, und ich will nicht, daß Menschen sich unglücklich machen. Sie scheinen ein netter Kerl zu sein. Nehmen Sie sich zusammen!»
Ihm war schwindlig. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er atmete ein, er atmete wieder aus. Er blinzelte in die Sonne.
«Ist Ihnen schlecht?» fragte Ludwig. «Wollen Sie ein Glas Wasser?»
Er schüttelte den Kopf, wandte sich ab und ging langsam davon. Um ihn waren Villen, Hecken, hohe Gartenzäune. Die Sonne stand niedrig. Es roch nach gemähtem Rasen. Er blieb stehen und setzte sich auf den Boden. Was war geschehen? Hatte ein Betrüger seinen Platz eingenommen? Womöglich war es ja der Imitator, den er im Looppool getroffen hatte; vielleicht hatte der ihn durchschaut, den Moment genutzt und ihn nun vollends in die Rolle eines Mannes namens Matthias Wagner, Zuschauer, Imitator und Fan, verdrängt. Eines Mannes, der sich so ins Dasein eines ihm ähnlich sehenden Vorbildes versenkt hatte, daß er dessen Dasein mit seinem eigenen verwechselte. So etwas kam vor. Man las davon in Zeitungen. Nachdenklich holte er seinen Personalausweis hervor, las wie zum ersten Mal den aufgedruckten Namen und steckte ihn wieder ein.
Er sah auf. Auf der anderen Straßenseite hatte sich das

Gartentor geöffnet. Ludwig und Malzacher kamen heraus, und zwischen ihnen, groß und kraftvoll, Ralf Tanner.
Er konnte sich nicht erinnern, daß er selbst je so eine gute Figur abgegeben hatte. Wer auch immer ihn aus seinem Leben verdrängt hatte, er machte es perfekt, er war der Richtige dafür, und wenn irgend jemand Tanners Dasein verdient hatte, dann der dort drüben. Was für eine Würde, welch ein Charisma. Ein Auto fuhr vor, Ralf Tanner öffnete die Tür, nickte dem Fahrer zu und verschwand im Fond. Malzacher stieg nach ihm ein, Ludwig schloß das Gartentor.
Als der Wagen vorbeifuhr, sprang Matthias Wagner auf und beugte sich vor, aber die Scheiben waren getönt, und er sah nur seine eigene Spiegelung. Schon war das Auto vorbei, bog um die Ecke und war außer Sicht.
Er schob die Hände in die Taschen und ging langsam die Straße entlang. Also hatte er den Ausweg gefunden. Er war frei.
An einer Bushaltestelle blieb er stehen, aber dann entschied er sich anders und ging weiter, ihm war jetzt nicht danach. Es war jedesmal seltsam, öffentliche Verkehrsmittel zu benützen, wenn man einem Star ähnlich sah. Die Leute starrten, Kinder stellten dumme Fragen, und man wurde mit Telefonen fotografiert. Oft machte es ja auch Spaß. Manchmal schien es einem, als wäre man ein anderer.

Woher hätte sie wissen sollen, daß es hier heiß war? In ihrer Phantasie hatte sie Bilder verschneiter Steppen gesehen, über die der Eiswind zog, wirbelnden Schnee, Nomaden vor Zelten, Yaks und nächtliche Lagerfeuer unter gewaltigen Sternenhimmeln. Tatsächlich aber roch es nach Baustellen, Autos hupten, und die Sonne brannte. Eine Fliege schwirrte um ihren Kopf. Nirgendwo ein Geldautomat. Gestern in ihrer Bank hatte die Schalterfrau gelacht: Solche Währungen führe man nicht, sie solle es vor Ort versuchen.
Jetzt stand sie hier, im Benzingeruch, nach einem endlosen Flug durch die Nacht. Neben ihr hatte ein riesiger Mann gesessen und die ganze Zeit über geschnarcht. Immer wenn seine Hand auf ihren Schoß gefallen war, hatte sie sich gefragt, warum in aller Welt sie sich bereit erklärt

hatte, einzuspringen und diese Reise zu machen. Aber sie war neugierig gewesen auf einen fernen Teil des Planeten, und so hatte sie kurz entschlossen ja gesagt.
Wenig später war mit der Post ein Flugticket gekommen. Der Begleitbrief, in schlechtem Englisch, trug ein goldenes Siegel, das entweder einen fliegenden Vogel oder einen Sonnenaufgang oder auch einen Mann mit Hut darstellte. Dann hatte sie zur Botschaft gehen müssen - drei Zimmer in einem Mietshaus am Stadtrand -, wo ein uniformierter Mann schweigend einen Visumstempel in ihren Paß gedrückt hatte.
Ihre Haare waren jetzt schon schweißverklebt. Sie musterte ihr Spiegelbild in der schmutzigen Glaswand des Terminals: eine kleine, rundliche Frau Mitte vierzig, die sehr erschöpft aussah. Sie war immer neugierig gewesen, aber mit Belastungen kam sie nicht gut zurecht. Am liebsten saß sie daheim in ihrem kühlen Arbeitszimmer, den Garten vor dem Fenster und eine Tasse Tee neben sich. Dann kamen die Einfalle, dann konnte sie sich konzentrieren, dann war sie in der Lage, sich die verwickelten Geheimnisse auszudenken, die ihr melancholischer Detektiv, Kommissar Regler, zu lösen hatte. Ihre Krimis verkauften sich gut, sie erhielt viele Briefe von Lesern. Sie liebte ihren Mann, und ihr Mann liebte sie. Ihr Leben war in Ordnung. Mußte sie sich wirklich solche Reisen zumuten?
Eine Hand legte sich auf ihre Schulter, erschrocken drehte sie sich um. Neben ihr stand ein Mann in einem

fleckigen Anzug. Auf einem Pappschild in seiner Hand war in ungelenken Buchstaben ihr Name geschrieben.
«Ja, das bin ich!»
Er bedeutete ihr, daß sie ihm folgen solle. Sie wollte ihm ihre Reisetasche geben, aber er hatte sich schon abgewendet, und sie mußte ihm nachlaufen. Sie überquerten die Straße, Menschen riefen, Autos hupten, und drüben angekommen, war ihr Rock mit Schlamm bespritzt. Das Auto stand quer über zwei Parkplätze, hatte eine zerbeulte Motorhaube und war gerollt mit Kartons. Der Kofferraum war voll davon, auch die Rückbank, und sogar vor dem Beifahrersitz lag einer, so daß sie die Füße heben und ihre Tasche auf dem Schoß festhalten mußte. Sie fragte sich, was der Mann wohl transportieren mochte. Als sie sich angurten wollte, schüttelte er heftig schimpfend den Kopf, offenbar sah er darin eine Beleidigung seines Könnens. Sie ließ es sein.
Die ganze Fahrt über sprach er leise vor sich hin. Einmal bremste er scharf, kurbelte das Fenster hinunter und spuckte auf die Straße. «You business», sagte er dann. «Kill why?»
Sie lächelte, um zu zeigen, daß sie nicht verstand.
«Everything», sagte der Mann. «Foam. Lorry?»
Sie hob die Schultern.
«Hobble», sagte der Mann. «Hobble grease. Why?»
Sie lächelte verkrampft.
»Why?» Der Mann klopfte an die Scheibe. «Grease, the hobble why!»

Sie hob die Hände und schüttelte den Kopf, aber das brachte ihn nur noch mehr in Rage. Er wies hier- und dorthin, klopfte auf das Armaturenbrett, schrie und schien den Verkehr kaum noch wahrzunehmen. Schließlich bremste er vor einem Hochhaus. An einer Glastür lehnte ein Wächter in Uniform, über ihm flappte eine Fahne im Wind. Das Hotel. Sie stiegen aus.
Baukräne ragten in einen milchigen Himmel. Auf dem Boden lagen Blechdosen, verbogene Drahtstücke und Glasscherben. Der Wächter zerrte die Tür auf, sie ging hinein.
Die Halle war aus Marmor, in der Mitte ein Brunnen, dessen Wasserstrahl zu einem Rinnsal heruntergedreht war. Die Frau an der Rezeption sprach kein Englisch. Nachdem der Fahrer eine Weile auf sie eingeredet hatte, gab sie schweigend einen Schlüssel heraus.
Das Zimmer immerhin schien bewohnbar. Das Bett war weich und sauber, der Wasserhahn funktionierte. Draußen sah man ein Dutzend Hochhäuser und Fabrikschlote. Gerade als sie ihre Tasche auspacken wollte, läutete das Telefon.
«Herunterkommen», sagte eine weibliche Stimme in gebrochenem Englisch. «Jetzt!»
Sie wollte eine Frage stellen, aber da hatte die Frau schon aufgelegt. Eilig tauschte sie die verschwitzte Bluse gegen eine andere aus, nahm pflichtschuldig ihren Notizblock und fuhr mit dem ächzenden Lift nach unten.
In der Halle saßen mehrere Männer und Frauen im

Halbkreis auf Klappstühlen. In der Mitte stand eine Frau in Uniform.

«Bin ich die letzte?«

Die Frau fragte, wer sie sei.

«Maria Rubinstein. Ich bin Maria Rubinstein!«

Die Frau starrte auf ein Blatt Papier, dann schüttelte sie den Kopf.
«Ich bin hier statt Leo Richter. Ich habe sein Flugticket bekommen. Ich bin eingesprungen.«

Leo Richter, sagte die Frau. Der stehe auf der Liste!

«Er kommt nicht. Für ihn bin ich hier.«

Die Frau machte eine wegwerfende Handbewegung, die offenbar ausdrücken sollte, daß niemand verstehen könne, was Ausländern so durch den Kopf gehe. Sie zeigte auf einen freien Stuhl. Maria setzte sich, die Frau hielt eine kurze Rede. Diese vorzügliche Delegation der besten Reisejournalisten der Welt sei nun also von der Regierung des Vaterlands eingeladen worden, um allen Nationen von dessen Schönheit zu berichten. An nichts werde es ihnen fehlen, jeder Wunsch werde erfüllt. Auch den Vizepräsidenten werde man treffen, der Festlichkeiten werde kein Ende sein. Zunächst aber die Willkommensspeise!
Sie führte sie in einen Saal nebenan. Auf einem langen Tisch standen Schüsseln mit kalten Kartoffeln. Dazwischen Platten mit fettem Fleisch und Mayonnaise.
Wie Maria schnell herausfand, war hier niemand Reisejournalist. Es gab zwei Kulturredakteure und drei Praktikanten, die man geschickt hatte, weil in ihren Redaktio-

nen kein anderer hatte herkommen wollen. Dann gab es noch einen Wissenschaftsredakteur von La Republicca und einen freundlichen Herrn, der im Observer über Wildvögel schrieb. Eine ältere Frau hatte vor ihrer Pensionierung für den Deutschlandfunk gearbeitet, eine Kollegin von ihr war nur deshalb hier, weil sie zur Zeit Handwerker in der Wohnung hatte. Gleich nach dem Essen ging Maria zu Bett.
Sie schlief unruhig. Immer wieder weckte ferner Maschinenlärm sie auf. Als sie mit starken Kopfschmerzen aufstand, bemerkte sie, daß sie das Ladegerät ihres Mobiltelefons vergessen hatte. Bedrückt schickte sie ihrem Mann eine Textnachricht. Du fehlst mir. Es kam keine Antwort. Sie fühlte sich sehr weit weg von allem.
In der Lobby fragte sie nach einem Aufladegerät. Die Rezeptionistin starrte sie schweigend an und verstand nicht. Nach und nach tauchten die Kollegen auf. Die meisten waren blaß und hatten schlecht geschlafen. «Diese Mayonnaise», sagte der Mann vom Observer. «Teufelszeug!»
Ein Bus fuhr sie zwei Stunden lang über holprige Straßen. Als Maria aus dösigem Halbschlaf zu sich kam, standen sie vor einem Fabrikgebäude. Arbeiter waren angetreten und sangen. Die Reiseführerin zeigte auf ein leeres Fließband. Es war nicht zu erkennen, was hier gefertigt wurde. Eine Frau brachte einen Teller mit schwartigem Schweinebraten, zögernd nahm jeder sich ein Stück. Noch einmal sang der Chor, dann fuhren sie zurück. Als sie beim Hotel ankamen, wurde es bereits dunkel.
So folgte Tag auf Tag. Man fuhr sie zu einem Schwimm-

bad im Halbdunkel einer Betonhalle. Das Wasser sah kalt aus, es roch nach Chemikalien. Der Mann von La Republicca fragte, ob er eine Runde schwimmen dürfe, ihre Führerin sagte, das sei ganz unmöglich. Man fuhr sie zu einer Kläranlage, man fuhr sie zu einem Ölbohrturm in sumpfigem Niemandsland, man fuhr sie zu einer Großbäckerei, man fuhr sie an einen Ort, wo es vor achtzig Jahren noch eine Zeltsiedlung der Nomaden gegeben hatte. Alles hätten die einst verwüstet, sagte die Führerin, mit Säbel, Knüppel und Peitsche, sie seien ausgeritten und hätten Frauen geschändet und Felder verbrannt, aber dann habe man kurzen Prozeß gemacht und sie vernichtet bis zum letzten Mann. Man fuhr sie zum Parlamentsgebäude, wo einige hundert Abgeordnete, die alle zur selben Partei gehörten, für sie die Hymne anstimmten, die Hand auf dem Herzen, die Augen zum Porträt des Präsidenten erhoben. Man fuhr sie zu einem elektrischen Umspannwerk, das aus irgendeinem Grund keinen Strom führte, man brachte sie zu einer Volksschule, vor deren Eingang Kinder in Uniformen warteten und ihnen zwei Stunden lang- die Sonne brannte, und die Fliegen waren aggressiv - alte Volkslieder vorsangen. Die pensionierte Redakteurin vom Deutschlandjitnk wurde ohnmächtig und mußte in den Bus getragen werden. Der Gesang ging noch eine Stunde weiter, bevor eine Abordnung von Schülerinnen ihnen selbst zubereiteten Schweinebraten mit Mayonnaise anbot. Man fuhr sie zur Universität, wo ein Professor mit wirrem Bart einen Vortrag in fast unverständlichem Englisch über die

glänzenden Perspektiven und Zukunftschancen des Landes hielt. Soweit Maria es mitbekam, sprach er über Stahl und Öl und den Präsidenten, und es roch nach Ammoniak, und durch die offenen Fenster drang Baustellenluft. Als er fertig war, servierte man Schweinebraten.
Man fuhr sie in die Steppe. Der Bus blieb stehen, sie stiegen aus. Hier war nichts.
Das Gras bewegte sich sachte. Der Himmel war sehr hoch, zwei zerfaserte Wölkchen hingen darin. Es stank nicht, es roch nach gar nichts, die Luft war sauber. Leichter Wind wehte. Die Ebene erstreckte sich bis zum Horizont, nichts behinderte den Blick. Ein Vogelzug glitt träge vorbei. Eine Libelle flog auf, zog sirrend einen Kreis, sank wieder ins Gras.
Als sie weiterfuhren, kam es Maria vor, als ob sie noch stünden; wohin man sah, nichts änderte sich, nirgendwo. Sie schloß die Augen. Inzwischen schlief sie im Bus besser als im lauten Hotel.
An diesem Abend schaltete sie das Mobiltelefon ein und rief ihren Mann an. Beim sechsten Versuch funktionierte es, und ganz plötzlich hörte sie seine Stimme.
«Ach je», sagte sie. «Wenn du wüßtest.»
«Das Essen?»
«Ach.»
«Die Leute?»
«Naja.»
Ein paar Sekunden schwiegen sie. Sie wußte, daß er verstand.

«Die Blumen?» fragte sie schließlich.
«Gieße ich jeden Tag.»
«Mülltonne?»
«Längst rausgestellt. Ist es sehr kalt?»
«Heiß ist es. Und die Mücken sind ganz schlimm!»
«Ach je.»
Sie schwiegen wieder, dann fiel ihr ein, daß sie den Akku schonen mußte. Der Gedanke, das Telefon könnte endgültig versagen, machte ihr angst.
«Bin bald zurücb, sagte sie.
«Hast du was gegen die Mücken?»
«Bitte?»
«Mückenspray! »
«Das gibt es hier nicht.»
«Dann könntest du doch -»
Sie erfuhr nie, was er ihr hatte raten wollen. Die Verbindung war abgerissen, und sie hörte dem Besetztzeichen zu. Der Akku war fast leer. Seufzend schaltete sie aus.
Der nächste Tag war der letzte. Sie wurden zu einer kleinen Provinzstadt gefahren, weit draußen in der Steppe, von dort wollte man sie am nächsten Tag zu einem Militärflughafen bringen. Eine Regierungsmaschine würde sie nach China befördern, von dort gab es Linienflüge zurück nach Hause.
Man zeigte ihnen eine Baustelle. Maria wußte nicht, was da entstand, aber offenbar war es wichtig, denn jeder von ihnen mußte eine Schaufel voll übelriechender Erde aufnehmen und auf einen Haufen werfen. Sie waren alle

sichtlich mitgenommen: Manche hatten Gewicht verloren, viele waren bleich im Gesicht, einen der Praktikanten hatte eine seltene Form von Akne befallen, der Mann von La Republicca hinkte, und die alte Dame vom Deutschlandfunk blieb, den Kopf in die Hände gestützt, im Bus sitzen. Wenig später brachte man sie zu einer anderen Baustelle, wo das gleiche geschah, dann in eine Militärkaserne, vor der die Kompanie zum Appell antrat. Die Hymne wurde gespielt. Fahnen wehten. Es gab Schweinebraten mit Mayonnaise. Danach, es wurde schon Abend, fuhr man sie zum Hotel.

Ein kleiner Mann gab die Schlüssel aus. Maria war die letzte, und als sie an der Reihe war, war keiner mehr übrig. Jemand hatte sich verzählt. Das Hotel war voll.

Die Reiseführerin schrie den Rezeptionisten an, der griff zum Telefon, schrie, legte auf, wählte eine andere Nummer, schrie, legte auf und starrte sie verstockt an.

«Dann teile ich eben mit jemandem das Zimmer», sagte Maria.

«Kein Problem», sagte die Frau vom Deutschlandfunk. «Sie können zu mir. Wir sind doch erwachsen.»

Unmöglich, sagte die Führerin. So etwas gebe es nicht. In diesem Land habe man viele Hotels, und sie alle seien vorzüglich!

Und so saß Maria allein im Bus. Eine halbe Stunde lang kreuzten sie durch dunkle Straßen, bis sie vor einem hohen Gebäude hielten. Am Straßenrand lungerten Kinder. Eine alte Frau verkaufte Kürbisse.

Das Hotel, sagte die Führerin, sei zur Zeit nicht offen, aber für Maria mache man eine Ausnahme, sie bekomme ein Zimmer. Morgen früh müsse sie pünktlich um sieben Uhr fünfundzwanzig auf der Straße stehen, dann komme der Bus und nehme sie mit zum Flughafen.
«Sicher?»
Die Führerin blickte sie ausdruckslos an.
Der Lift war kaputt, ein bärtiger Mann führte sie durchs Stiegenhaus in den siebenten Stock. Warum mußte sie so hoch steigen, wenn das Haus ohnehin leer war? Schließlich erreichte sie atemlos und verschwitzt ihr Zimmer.
Es roch nach chemischen Putzmitteln. Der Schrank ließ sich nicht schließen, der Fernseher funktionierte nicht, die Laken waren zerknittert. An der Wand hing ein Stück Papier, eng beschrieben mit kyrillischen Lettern. Was mochte da wohl stehen? Macht nichts, dachte Maria, es ist ja fast vorbei.
Sie lag lange wach und starrte an die Decke. Von ferne hörte sie den Verkehrslärm. Dreimal überprüfte sie ihren Reisewecker. Obwohl alles in Ordnung schien, konnte sie nicht einschlafen aus Angst, daß er nicht klingeln würde.
Schon um fünf nach sieben stieg sie am nächsten Morgen die Treppe hinunter. In der Halle stellte sie ihre Reisetasche ab und setzte sich in einen alten Kunstlederstuhl. Niemand war zu sehen. Sie wartete. Zehn Minuten verstrichen, zwölf. Fünfzehn. Sie ging auf die Straße. Autos fuhren durch das bleiche Frühlicht, kein Fußgänger zu sehen. Sie blickte wieder auf die Uhr. Jetzt war es drei

nach halb. Dann vier nach halb. Dann immer noch vier nach halb. Und auf einmal, sie erschrak, war es zwanzig vor acht. Viertel vor. Zehn vor. Es war fünf vor acht. Sie schaltete ihr Telefon ein, aber sie wußte nicht, wen sie anrufen sollte. Es gab keine Kontaktnummer für Notfalle. Die Gruppe war immer zusammengeblieben, an so etwas hatte niemand gedacht.
Nur ruhig, dachte sie. Ruhig! Man würde bemerken, daß sie fehlte, die anderen würden Alarm schlagen, die Maschine würde warten. Sie ging zurück in die Halle und setzte sich.
Nach einer Minute stand sie wieder auf und trat auf die Straße. Dort stand sie mit klopfendem Herzen zwei Stunden lang. Die Hitze kam, zaghaft zunächst, dann in immer stärkeren Wellen. Immer mehr Menschen drängten sich um sie, und auch die Fliegen begannen ihren Tag. Mehrmals kehrte sie ins Hotel zurück, aber niemand tauchte auf, der Rezeptionstisch blieb leer, und auch Rufen, Klopfen, Schreien halfen nicht. Wer war der Bärtige von gestern gewesen, wo mochte er jetzt sein? Dann stand sie wieder draußen und starrte auf die Armbanduhr.
Gegen Mittag stieg sie hinauf in ihr Zimmer. Das Haus schien wirklich leer. Am frühen Nachmittag schlief sie ein, aber sofort ließ kalte Angst sie wieder hochfahren. Eine Weile stand sie am Fenster, dann saß sie am Tisch, trommelte mit den Fingern und stierte an die Wand. Sie ging ins Badezimmer und weinte ein wenig. Sie stand wieder am Fenster und sah zu, wie es dämmerte. War es mög-

lich, daß die anderen ihr Fehlen nicht bemerkt oder daß sie sich mit irgendeiner fadenscheinigen Erklärung zufriedengegeben hatten, nur um die eigene Abreise nicht zu verspäten? Etwas sagte ihr, es war möglich. Sie legte sich aufs Bett. Jetzt erst bemerkte sie, daß sie Hunger hatte. Aber sie konnte nicht weggehen! Wenn man sie suchen würde, käme man hierher. Sie schaltete das Telefon ein und versuchte ihren Mann zu erreichen. Es kam keine Verbindung zustande, und nach dem dritten Versuch schaltete sie wieder ab, um nicht den letzten Strom zu verbrauchen.

Seltsamerweise schlief sie tief und traumlos, und nach dem Aufwachen fühlte sie sich für einige Sekunden ausgeruht und leicht. Licht fiel durchs Fenster, in einem Sonnenstrahl tanzten Staubkörnchen. Dann erinnerte sie sich. Der Schreck traf sie wie ein Peitschenschlag. Hastig zog sie sich an.

Nach einer Stunde Suche wußte sie, daß das Haus tatsächlich leer stand. Sie war durch alle Stockwerke gelaufen, hatte gerufen und an jede Tür geklopft. Das Telefon auf dem Rezeptionstisch funktionierte offenbar, aber sie wußte nicht, welche Ziffern sie vorwählen mußte, um eine Verbindung ins Ausland herzustellen; was immer sie versuchte, ergab denselben grellen Pfeifton im Hörer. Als nach drei weiteren Stunden niemand aufgetaucht war, beschloß sie, sich auf den Weg zu machen. Sie mußte jemanden finden, der ihr helfen würde.

Die Hitze war schlimmer als am Vortag. Nach kurzem

klebten ihr die Kleider am Körper, der Schweiß lief über ihr Gesicht, und vor Hunger war sie so schwach, daß sie die Reisetasche kaum mehr tragen konnte. In einem Geschäftvoller Konservendosen und in Plastik eingeschweißter Brotfladen versuchte sie, ein Stück Kuchen und eine Flasche Wasser zu kaufen. Erst an der Kasse fiel ihr auf, daß sie kein Geld in der Landeswährung hatte, bloß Euro, ein paar Dollarscheine und ihre Kreditkarte. Der Besitzer wollte nichts davon. Ihr kamen die Tränen. Mit hilflosen Gesten bemühte sie sich, ihm klarzumachen, daß zehn Dollar weit mehr waren als die paar Münzen, die er von ihr wollte. Er schüttelte den Kopf. Sie nahm ihre Tasche und ging hinaus.

Erst im dritten Geschäft war jemand bereit, ihr für zwanzig Dollar drei knollige, mit Schweinefleisch gefullte Teigtaschen und eine Wasserflasche zu geben. Erleichtert lehnte sie sich an die Wand und aß und trank. Sofort verspürte sie ein Gefuhl von Übelkeit und Schwere im Magen, aber da es ihr die ganze Woche so gegangen war, kam ihr das nicht schlimm vor.

Als sie sich wieder in Bewegung setzte, bemerkte sie, daß die Leute sich nach ihr umdrehten. Männer warfen ihr amüsierte Blicke zu, immer wieder zeigten Kinder auf sie, riefen etwas und wurden von ihren Müttern weitergezogen.

Sie sprach einen Polizisten an. Er wandte ihr das Gesicht zu, seine Augen waren schmal und feindselig. Sie versuchte es auf Englisch, Französisch, Deutsch und so-

gar in jenem verkümmerten Altgriechisch, das sie vor vielen Jahren in einem Universitätsseminar über Aristoteles gelernt hatte. Sie versuchte es mit Pantomime, mit bittendem Händefalten. Endlich streckte er die Hand aus und sagte etwas. Sie verstand nicht, er wiederholte es. So ging es ein paarmal, bis sie begriff, daß er ihren Paß wollte. Er nahm ihn, blätterte darin, sah sie scharf an und schrie einen Satz, den sie nicht verstand.
«Bitte helfen Sie mir!»
Mit einer ungeduldigen Geste bedeutete er ihr, daß sie mitkommen solle. Die Polizeidienststelle, nur eine Straße weiter, war klein und schmutzig. Aus einem unersichtlichen Grund nahm man ihr die Reisetasche und auch die Armbanduhr ab. Maria mußte sich in einem winzigen Zimmer an einen Tisch setzen und warten.
Lange geschah nichts. Die Uhr an der Wand stand still, ihre Zeiger bewegten sich nicht. Maria legte den Kopf auf die Arme. Die Zeit schien nicht zu vergehen. Ihr war schwindlig vor Langeweile. Irgendwann öffnete sich die Tür, ein Mann in Uniform kam herein und sprach sie auf Englisch an.
«Mein Gott, endlich! Bitte helfen Sie mir.»
Ihr Paß, sagte er, sei alt.
«Wie bitte?»
Das Zeichen im Paß. Alt.
Sie verstand nicht.
Er blickte zur Decke und überlegte eine Weile, bis ihm die richtigen Wörter einfielen: Ihr Visum sei abgelaufen.

«Natürlich! Ich sollte gestern abfliegen, aber man hat mich nicht abgeholt.»
Ohne Visum könne sie nicht hier sein.
«Aber ich will doch gar nicht hier sein!»
Das gehe auch nicht. Ohne Visum.
Sie rieb sich die Augen. Sie fühlte sich unendlich schwach. Dann erklärte sie alles, langsam und so deutlich, wie sie konnte. Sie sagte, daß sie Gast der Regierung gewesen sei, sie sprach von der Journalistendelegation und der Rundreise. Sie sei Staatsgast! Und dann habe man sie offenbar vergessen, und die Maschine sei ohne sie geflogen.
Er schwieg eine Weile. Aus dem Nebenzimmer hörte man lautes Lachen. Ohne Visum hier sein, sagte er schließlich. Das gehe gar nicht.
Sie begann von vorne. Sie sagte alles noch einmal: Journalistendelegation, Rundreise, Staatsgast, abholen, vergessen. Noch bevor sie fertig war, ging er hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.
Inzwischen mußte es draußen dunkel sein. Irgendwann klopfte Maria an die Tür. Ein Polizist öffnete und führte sie auf eine verdreckte Toilette. Zurück in dem kleinen Raum, wollte sie versuchen, ob sie mit ihrem Telefon eine Verbindung bekam, aber das war, wie alles andere, in der Tasche. Sie wischte sich die Nase mit dem Handrücken ab. Wie lange war sie schon hier? Es konnten Stunden sein oder auch Tage. Da flog die Tür auf, und der Polizist, der sie verhört hatte, kam zurück.
Alles falsch, rief er. Alles Lüge! Er warf ein Blatt Papier

vor sie hin, und darauf erkannte sie in kyrillischer Handschrift alle Namen der Reisegruppe. Der Kollege vom Observer, der von La Republicca, die Praktikanten, die Frauen vom Deutschlandfunk - und Leo Richter.
«Er war nicht mit», rief sie. «Der hier! Der!» Mit zitterndem Finger zeigte sie auf seinen Namen. «Abgesagt! Ich für ihn!»
Der Polizist packte das Blatt, starrte darauf, warf es wieder auf den Tisch und sagte, daß ihr Name da nirgendwo stehe.
«Ich bin für ihn da! Leo Richter! Er hat abgesagt!»
Sie stehe, sagte er, nicht auf der Liste.
Sie flehte ihn an, die Reiseführerin anzurufen. Die würde sie erkennen, die könne alles aufklären.
In seinem Gesicht regte sich nichts.
«Die Führerin unserer Reisegruppe! Oder eine Botschaft? Könnten Sie nicht die deutsche Botschaft anrufen?»
Er überlegte. Diesmal hatte er sie verstanden. Deutschland habe hier keine Botschaft.
«Und England, Frankreich, Amerika?»
China. In der Hauptstadt gebe es eine chinesische Botschaft. Wahrscheinlich auch eine russische. Aber ohne gültiges Visum dürfe sie nicht die Eisenbahn dorthin nehmen. Das sei verboten.
Maria versuchte noch, es zurückzuhalten, aber es ging nicht mehr, sie brach in Tränen aus. Hilfloses Schluchzen schüttelte ihren Leib. Sie weinte, bis sie keine Luft mehr bekam. Es überraschte sie, daß sie nicht in Ohnmacht

fiel. Aber ihr Bewußtsein hielt stand, der Raum mit Tisch, Wanduhr und dem sie ungerührt betrachtenden Polizisten verschwand nicht, und schließlich beruhigte sie sich wieder. Sie wischte die Tränen weg und bat darum, einen Anruf ins Ausland machen zu dürfen.
Schwierig, sagte er. Die Leitungen seien nicht gut. Das sei nicht die Hauptstadt.
«Bitte!»
Außerdem könne er ihr gar nicht helfen. Sie habe kein Visum. Sie sei illegal hier!
Er ging hinaus, von nebenan hörte sie laute Stimmen. Offenbar stritten sie sich darum, was jetzt zu tun war. Alle Kräfte hatten sie verlassen, das Ganze kam ihr nicht mehr wirklich vor, sie legte wieder den Kopf auf die Arme.
Sie wachte auf, als jemand sie an der Schulter rüttelte. Neben ihr stand der Polizist, der sie eben - oder am Tag davor oder irgendwann, sie hatte kein Zeitgefühl mehr - auf die Toilette gebracht hatte. Ihre Reisetasche stand neben ihr auf dem Boden. Er führte sie hinaus, durchs Nebenzimmer, auf die Straße. Es mußte früher Nachmittag sein, denn es war glühend heiß. Er machte ihr ein Zeichen. Sie verstand nicht. Er wiederholte es. Sie begriff, daß sie gehen sollte.
«Nein!» rief sie. «Bitte! Helfen Sie mir!»
Er betrachtete sie. Seine Miene war nicht unfreundlich, ja beinahe teilnahmsvoll. Dann spuckte er auf den Asphalt.
«Meine Armbanduhr», sagte sie heiser. «Die haben Sie noch.»

Er knallte die Tür hinter ihr zu.
Sie nahm ihre Tasche und ging los. Allmählich begriff sie: Die Polizisten hatten nicht gewußt, was sie mit ihr tun sollten, sie hatten keine Schwierigkeiten gewollt, und so schickten sie sie einfach wieder weg. Vermutlich hatte sie Glück gehabt, daß man sie nicht eingesperrt oder totgeschlagen hatte.
Sie holte das Telefon hervor, wählte und hörte das Kein-Anschluß-Zeichen. Sie wählte wieder, hörte es von neuem, wählte wieder. Das Akkusymbol blinkte rot. Als sie es zum vierten Mal versuchte, hob ihr Mann ab.
«Mein Gott, endlich! Stell dir vor, was mir passiert ist!»
«Ja?»
«Sie sind ohne mich geflogen. Niemand hilft mir, bitte ruf das Außenministerium an!»
«Ja?»
«Du mußt Druck machen, mußt ihnen sagen, daß es eine offizielle Einladung war. Geh zu einer Zeitung! Das ist ernst. Das ist wirklich ernst!»
«Ja?»
Sie schwieg einen Moment. Dann fragte sie mit bebender Stimme: «Hörst du mich eigentlich?»
«Ja?»
«Hallo?»
«Ich kann nichts hören. Wer spricht? Ich höre nichts!»
«Maria!» schrie sie. Menschen drehten sich nach ihr um. Eine faltige Frau grinste zahnlos.
«Maria, bist du das?»

«Ja, ich bin das! Ich!»
«Bitte noch mal anrufen. Ich höre nichts.» Er legte auf.
Sie versuchte es wieder. Als sie die Wähltaste drückte, wurde der Bildschirm dunkel. Der Akku war leer.
Sie wußte nicht, wie lange sie schon durch die Stadt irrte. Die Haare klebten ihr am Kopf, ihre Hände schmerzten vom Gewicht der Tasche. Erst als sie etwas zu essen kaufen wollte und in der Tasche nach ihrer Geldbörse suchte, stellte sie fest, daß die Polizisten ihr auch diese genommen hatten.
Sie lehnte sich an eine Hauswand und starrte vor sich hin. Dann ging sie weiter. An der plötzlichen Abwesenheit von schmerzendem Gewicht merkte sie, daß sie die Tasche stehengelassen hatte. Sie drehte sich um. Da stand sie, klein, ledergrau und so verlassen, daß Maria Mitleid für sie empfand. Sie bog um die Ecke, umkreiste den Häuserblock, und als sie wieder zu der Stelle kam, war die Tasche nicht mehr da.
Hinlegen, dachte sie. Zusammenbrechen und liegen bleiben; dann würde man sie in ein Krankenhaus bringen, dann mußte man sich ihrer annehmen.
Aber nein, das stimmte nicht. Wenn sie auf dem Boden lag, würde man sie einfach dort liegen lassen. Außerdem war die Straße schmutzig, der Asphalt vielfach gesprungen, in den Rissen sah sie bräunliche Rinnsale, und überall lagen Scherben. Hier brach man besser nicht zusammen.
Sie blieb stehen. Dort, hinter der Scheibe eines Ge-

schäfts, waren Bücher! Nicht viele, aber wenn sie die Schrift richtig entzifferte, war eine Puschkin-Ausgabe und etwas von Tolstoi darunter. Wo Bücher waren, konnte vielleicht jemand Sprachen, womöglich verstand man sie. Aufgeregt ging sie hinein.
Es war eine Gemischtwarenhandlung. Im Regal hinter der Theke stapelten sich Konservendosen und chinesisch bedruckte Schachteln in allerlei Größen. Tatsächlich gab es auch einige Bücher. Ein kleiner Mann sah sie mit schmalen Augen an.
«Können Sie Englisch?»
Er konnte weder Englisch noch Französisch, noch Deutsch oder Griechisch, und er verstand auch ihre Zeichensprache nicht. Er verharrte reglos, betrachtete sie, und das höfliche Lächeln wich nicht aus seinem Gesicht. Sie zog einen Hocker heran. Die Sonne war so stark gewesen; sie mußte sich einen Moment setzen. Und sie hatte solchen Durst. Als sie die Hände, zu einem Becher geformt, zum Mund führte, begriff er gleich: Aus einer Plastikflasche füllte er ein Glas. Noch vor ein paar Tagen hätten sie die Flecken darauf und die kleinen braunen Fasern, die im Wasser schwammen, abgestoßen, aber jetzt trank sie gierig. Dann saß sie eine Weile, vorgebeugt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Der kleine Mann wartete in respektvoller Entfernung.
Als sie den Kopf hob, sah sie zwischen zwei Auristos-Blancos-Büchern etwas, das sie kannte. Sie stand auf und zog es heraus. Ein billiger Pappeinband, grellleuch-

tendes Rot. Ihr Name in kyrillischer Schrift, darunter ein Titel, den sie nicht lesen konnte, aber sie wußte, es war Dunkler Regen, ihr erfolgreichster Roman. Unter dem Titel das Foto eines Mannes mit Sonnenbrille und breitem Hut. So hatte sich der russische Verlag Kommissar Regler vorgestellt, ihren traurigen und aller Gewalt abholden Detektiv. Wie albern hatte sie es gefunden, wie hatten sie und ihr Mann darüber gelacht!
Sie drehte es um: kein Foto von ihr. Sie zeigte es dem kleinen Mann, tippte mit dem Finger auf das Buch, dann aufsieh.
Er lächelte verständnislos.
Sie schob es wieder ins Regal. «Sie haben recht. Es ist egal. Es ändert nichts.»
Er verbeugte sich.
Sie dankte ihm für das Wasser und ging hinaus.
Sie kam zu einem Marktplatz. Es roch nach Schafen und verfaulten Früchten, und die Stände wurden bereits abgebaut. Sie stellte sich neben eine große Frau mit Schürze, die freundlicher aussah als die anderen, und wies auf ihren Mund und Bauch, um zu zeigen, daß sie Hunger hatte. Die Frau gab ihr ein Stück Brot. Es schmeckte gut; ein wenig bitter zwar, doch es spendete Kraft. Die Frau gab ihr auch ihre Wasserflasche, und als sie daraus getrunken hatte, fühlte sie sich beinahe wiederhergestellt.
Die Frau hatte viele Falten und mehrere Zahnlücken, und eines ihrer Augen war halbgeschlossen, das Lid hing schief herab. Sie sagte etwas, das Maria nicht verstand.

Dann hob sie eine Kiste Kartoffeln hoch und bedeutete Maria, daß sie beim Tragen helfen solle.
Gemeinsam schleppten sie die Kiste über die Straße, wo ein alter Mann bei einem Traktor wartete, und hievten sie auf den Anhänger. Die Frau hockte sich dahinter und wies Maria an, das gleiche zu tun.
Eingehüllt von Benzingeruch, holperten sie dahin. Bald war die Stadt verschwunden, und im Zwielicht des Abends breitete sich die Steppe aus. Es wurde kühler. Eine lange Zeit flog eine Libelle neben ihnen. Der Kopf der Frau wackelte mit den Stößen des Motors, sie schien mit offenen Augen zu schlafen. Der Himmel war leer, keine Vögel zu sehen. Die Nacht kam.
Als sie das Haus erreichten, war es dunkel. Maria sprang vom Wagen; der Boden war so lehmig, daß sie bis zu den Knöcheln einsank. Das Haus war aus verwittertem Holz, das Dach aus Wellblech; im Inneren roch es muffig, und als der alte Mann zwei Fackeln entzündet hatte, sah sie eine Maus davonlaufen. Draußen hantierte die Frau an einer rostigen Pumpe. Sie brachte einen Blecheimer voll Wasser herein, stellte ihn ab, zeigte auf den Holzboden, den Eimer, wieder auf den Boden. Dann gab sie Maria einen Lappen.
Während sie putzte, versuchte Maria nachzudenken. Sie würde ein Jahr hier leben müssen, vielleicht zwei, kein Suchtrupp würde sie finden, kein Gesandter des Auswärtigen Dienstes plötzlich auftauchen und sie befreien. Sie mußte bleiben und arbeiten, bis sie die Sprache be-

herrschte. Falls diese Leute sie bezahlten, würde sie etwas Geld zur Seite legen. Irgendwann würde sie sich auf den Weg in die Hauptstadt machen können. Dort würde sie jemanden finden, der ihr half. Sie würde nicht ewig hier sein; sie hatte es besser als diese Menschen, sie würde herauskommen.
Schon nach kurzem schmerzte ihr Rücken, ihre Arme waren nicht an die Anstrengung gewöhnt, und es schien ihr, als würden die Bodenbretter während der Arbeit nur immer schmutziger. Sie schluchzte leise. Die Frau saß in ihrem Stuhl und schälte Kartoffeln, der alte Mann hockte auf einer Holzbank und blickte ohne Ausdruck vor sich hin.
Als sie fertig war, sah der Boden genauso aus wie zuvor, aber die Frau gab ihr noch ein Stück Brot und sogar etwas Fleisch. Nachdem sie es gegessen hatte, ging sie hinaus zur Wasserpumpe und wusch sich Gesicht und Hände. Plötzlich war es eiskalt. In der Ferne heulte ein Tier. Der Himmel war voller Sterne.
Die Frau zeigte ihr die Matratze, auf der sie schlafen durfte. Sie war überraschend weich, nur an einer Stelle war eine rostige Feder durchgebrochen, und Maria mußte sich zusammenkrümmen, damit sie ihr nicht in den Rükken stach. Für einen Moment dachte sie an ihren Mann. Plötzlich war er ihr fremd, so wie jemand, den sie vor langer Zeit gekannt hatte, in einer anderen Welt, einem vergangenen Leben. Sie hörte sich atmen, und da begriff sie, daß sie bereits schlief und im Traum auf sich selbst

herabsah. Mit verblüffender Klarheit wußte sie, daß solche Momente selten waren und daß man vorsichtig mit ihnen umgehen mußte. Eine falsche Regung, und man fand nicht mehr zurück, und schon war das alte Dasein dahin und kam nie wieder. Sie seufzte. Oder vielleicht träumte sie nur, daß sie das tat. Dann, endlich, erlosch ihr Bewußtsein.

Antwort an die Äbtissin

Miguel Auristos Blancos, der vom halben Planeten hochverehrte und vom halben milde verachtete Autor von Büchern über Gelassenheit, innere Anmut und die Suche nach Lebenssinn beim Wandern über hügeligen Wiesengrund, betrat gemessenen Schrittes das Arbeitszimmer im vorderen Teil seiner Penthousewohnung im Hochhaus über der glitzernden Küste der Stadt Rio de Janeiro. Auf dem Meer lag gleißende Helligkeit, jenseits der Bucht zeichneten sich, je nach Lichteinfall mal deutlich und mal als verschattet graue Fläche, die Berghänge mit den Favelas ab. Miguel Auristos Blancos schirmte seine Augen mit der Hand, um den Schreibtisch besser zu sehen: zwei Goldfedern, siebzehn wohlgespitzte Bleistifte, eine flache Tastatur vor einem flachen Bildschirm, in der Ablage der glattgestrichene Stapel des

neuen Manuskripts Frag den Kosmos, er wird sprechen. Nur ein Kapitel fehlte noch, nachdem das Ganze sich in den vergangenen vier Wochen mit gleicher Mühelosigkeit geschrieben hatte wie alles zuvor; es ging diesmal darum, daß sich Glaube und Vertrauen mit den sie ausdrückenden Gesten und Ritualen einstellten, anstatt, wie man oft vermutete, umgekehrt: Wer einem Menschen treu sei, der beginne ihn zu lieben, wer einem Freund helfe, der werde anständiger, wer sich zwinge, einen Gottesdienst aufzusuchen, dem höre dieser auf, blindes Ritual zu sein, und offenbare nach und nach die Existenz und Nähe eines über ihn wachenden höchsten Wesens.

Miguel Auristos Blancos dachte sich diese Dinge nicht aus, sie kamen von selbst und fanden scheinbar ohne sein Zutun den Weg ins Manuskript, während er dasaß und mit verhaltener Neugierde zusah, wie seine Finger tippend Zeile um Zeile auf dem schimmernden Weiß des Bildschirms entstehen ließen, und wenn er am Ende eines Arbeitstags aufstand und, wie eben jetzt, in den Sonnenuntergang blinzelte, war er nicht weniger erhoben und belehrt, als es jeder einzelne seiner etwa sieben Millionen Leser sein würde.

Er seufzte. Mit einer schnellen Bewegung der linken Hand, auf deren Mittelfinger ein schmaler Saphir glänzte, strich er über seinen Schnurrbart, dann durch sein dünn gewordenes Haar. Er fühlte sich, wie immer wenn er von der Toilette kam, erleichtert und zugleich umfangen von vager Melancholie. Er verbrachte jetzt viel Zeit auf dem Abort;

erst kürzlich hatte ihm sein Arzt gesagt, daß es ohne eine Prostataoperation nicht mehr lange weitergehen könne. Miguel Auristos Blancos legte den Kopf schief, leckte sich die Lippen und hörte sich, schon wieder, leise seufzen. Er trug maßgefertigte Lederschuhe in blankpoliertem Braun, weite Leinenhosen und ein weißes Seidenhemd, oben bis zum dritten Knopf geöffnet. Sein graues Brusthaar war feiner als früher, seine Figur aber trotz seiner vierundsechzig Jahre durchtrainiert, der Bauch so flach, wie man es nur bei Leuten sieht, die einen persönlichen Fitneßtrainer beschäftigen: Jeden Tag trabte er, überwacht von Gustavo Monti, dem ehemaligen Olympiasieger, auf jenem brummend dahinrollenden Laufband, über das er einst ein schmales Buch verfaßt hatte, in dem es um die Bejahung des Gleichförmigen, den Wandel in der Beständigkeit und den sanften Schwebezustand des halb erschöpften und halb konzentrierten Geistes ging. (Natürlich benützte er den Apparat nur hier in der Metropole. Weilte er in seinem Landhaus bei Parati oder dem Schweizer Chalet jenseits des Ozeans, bewegte er sich jeden Tag mit träumerischer Miene durch die Morgenkühle der frischen Luft, die Aufmerksamkeit ganz auf das eigene Atmen gerichtet und den langsam sich mit Wärme füllenden Tag.) Das Buch gehörte nicht zu seinen bestverkauften, doch er mochte es so sehr, daß er oft vor dem Joggen selbst darin las.
Er zögerte. Hatte er schon wieder geseufzt? Einem plötzlichen Impuls folgend, breitete er die Arme aus; ihm war, als spürte er den Meerwind. Aber natürlich wußte

er, daß es nur die Brise der fast lautlos arbeitenden Klimaanlagewar.
Während er zu seinem Schreibtisch ging, entfernte er mit spitzen Fingern einen Blumensamen von seinem Ärmel, schnippte ihn weg und sah zu, wie die seidig kleine Flocke davonschwebte, in einem Sonnenstrahl aufblitzte und sich in Luft auflöste. Dann ließ er sich in seinen Arbeitsstuhl sinken: lederbezogen, nachgiebig, seinem Rücken genau angeschmiegt, gefertigt vom besten Stuhlmacher Silo Paulos. Ein paar Sekunden wippte er mit geschlossenen Augen, die Zeigefingerspitzen an die Nase gelegt, die Daumen zwischen den nachdenklich geschürzten Lippen. Dann öffnete er die zweite Schublade von oben und nahm, wie schon oft, die darin wartende Pistole heraus: eine Glock, hundertvierzehn Millimeter Lauflänge, Kaliber neun mal neunzehn, ein noch unbenutztes Modell, für das er nicht nur einen Besitzschein, sondern sogar die Erlaubnis zur Beförderung in geladenem Zustand besaß.
Miguel Auristos Blancos mochte Waffen, wenn auch nur als Spielzeug, er hatte nie jemandem Gewalt angetan. Auf seinem sonnen gesprenkelten Rasen in Parati machte er regelmäßig Zielübungen, mal mit Pfeil und Bogen, mal mit leichtem Sportgewehr, vor dem geduldigen Rund einer Zielscheibe. Ruhige Hand schafft ruhigen Sinn hieß das Buch, in dem er erläuterte, wie man beim Schießen mit dem Ziel eins werden mußte, so daß einen der Erfolg nicht mehr kümmerte und man gerade deshalb, im paradoxen Schwebezustand desinteressierter Anspannung,

ins Zentrum traf. Es war nicht sein stärkstes Werk, und erst Jahre später war ihm mit leichtem Schrecken aufgefallen, daß es fast zur Gänze ein sehr bekanntes Buch über das japanische Bogenschießen paraphrasierte, das er in seiner Jugend einmal durchgeblättert hatte. Die Leser hatte das nicht gestört, und kurz nach Erscheinen hatte ihm ein Hersteller von Sportbogen dankbar vom Ansteigen der weltweiten Nachfrage erzählt.
Er bückte sich - der Stuhl gab ein Ächzen von sich, und ein kleiner Stich fuhr ihm durch den Rücken - und nahm die Patronenschachtel aus der Schublade. Mit bedächtigen Bewegungen, die Augen schmal und die Lippen leicht gespitzt, lud er die Waffe: Er schob eine Patronenkassette in den Lauf, dann zog er den Wagen nach hinten und ließ ihn zurückschnellen - etwas, das man so oft in Filmen gesehen hatte, daß man sich, so kam es ihm vor, unwillkürlich wie ein Schauspieler fühlte, wenn man es selbst vollzog.
Die Sonne war gesunken, rote Flammen zerliefen im Wasser, die Gipfel funkelten in kaltem Glanz, und zwischen den Favelahütten sah er die Schlangenlinien der ungepflasterten Straßen. Miguel Auristos Blancos stand auf, griff nach den vier Briefen, die seine Sekretärin aus der Tagespost ausgewählt hatte (er bekam täglich unzählige Bitten um Rat und Hilfe, dazu tränenreich erzählte Lebensgeschichten, Heiratsanträge, Gebete und Romanmanuskripte, die entweder von der Suche nach Lebenssinn oder von UFOs handelten, sowie Vortragseinladungen aus Dutzenden Städten, wo die Leiter von Bibliotheken,

Meditationszentren und Buchhandlungen zwar darüber informiert waren, daß der vielbeschäftigte Mann keine Zeit für Auftritte hatte, jedoch die Hoffnung nicht aufgeben wollten, daß er für sie eine Ausnahme machen würde), und zog den ersten aus dem bereits aufgeschnittenen Kuvert.
Es war ein Schreiben auf handgeschöpftem Büttenpapier, auf dem man unter dem Briefkopf der Vereinten Nationen die Frage an ihn richtete, ob er im Falle einer positiven Juryentscheidung den Dialo.gue Between the Nations Award annehmen und für eine Rede vor der Vollversammlung zur Verfügung stehen würde. Er lächelte. Der zweite Brief kam von seinem Biographen Camier aus Lyon, der ihn in respektvoll kleiner Handschrift um einen weiteren Gesprächstermin bat, bei dem es um seine Zeit im japanischen Kloster gehen solle, damals vor dreißig Jahren, um sein Studium der Koans und um die Weisheit des Ostens, außerdem natürlich um seine erste, seine zweite und vor allem seine nun ebenfalls beendete dritte Ehe; wie immer könne er sich, so versicherte Camier, der Diskretion des autorisierten Biographen gewiß sein und darauf vertrauen, daß keine Information gegen seinen Willen in den Druck gelangen werde. Miguel Auristos Blancos wiegte den Kopf. Er glaubte Camier nicht, aber was sollte er anderes tun als den Termin gewähren.
An dritter Stelle lag, ohne Umschlag, eine Ansichtskarte aus Teneriffa, wo Aurelia jetzt mit den zwei Kindern lebte. Das Haus, vor kurzem noch ihr gemeinsames, war

jetzt nur mehr ihres, und fast ein Jahr war vergangen, seitdem er Luis und Laura zum letzten Mal gesehen hatte. Die ganze Zeit über hatte er sich gewundert, warum er sie nicht stärker vermißte, und um es sich selbst zu erklären, hatte er in Frag den Kosmos, er wird sprechen ein ganzes Kapitel darüber eingefügt, daß man sich nur nach der Anwesenheit jener Menschen verzehre, deren Seele nicht im Gleichklang mit der eigenen schwinge. Wer einem aber am nächsten und gleichsam ein Teil des eigenen Ich sei, den brauche man nicht in der Nähe zu haben, denn was er fühle, fühle man mit, unabhängig von der Entfernung, was er leide, leide man selbst, und jedes Gespräch mit ihm sei bloß überflüssige Bestätigung des Selbstverständlichen. Er betrachtete eine halbe Minute das Motiv auf der Vorderseite (Bucht, Berg, Fahne, Möwenschwarm), dann die zwei kleinen Unterschriften, dann legte er die Karte weg.

Der vierte Brief war von Sra. Angela Joao, der Äbtissin des Karmeliterinnenklosters zur Heiligen Vorsehung in Belo Horizonte, die ihn in alter Freundschaft (entweder war sein Gedächtnis getrübt oder das ihre, denn er konnte sich nicht erinnern, ihr je begegnet zu sein) um einige Worte über die Frage der Theodizee bat, zu ihrer und der Mitschwestern Erbauung: Warum gebe es das Leiden, warum die Einsamkeit, warum vor allem die Gottesferne, und weshalb sei die Welt dennoch aufs beste eingerichtet? Ärgerlich schüttelte er den Kopf. Er würde bald eine neue Sekretärin brauchen, auch diese war offenbar überla-

stet. Ein solch lästiger Brief hätte nie den Weg auf seinen Schreibtisch finden dürfen.
Die Sonne stand tief, die Schiffe warfen überlange Schatten, das Wasser schimmerte blutig, dunkles Feuer zuckte über den Himmel. Von diesem Fenster aus hatte er unzählige Sonnenuntergänge gesehen, aber immer noch schien ihm jeder wie der erste, und ihm war, als liefe ein kompliziertes Experiment ab, das Abend für Abend auch aufs schrecklichste fehlschlagen konnte. Sinnend legte er den Brief weg, nahm die Pistole und tastete wie auch beim letzten Mal, drei Tage zuvor, instinktiv nach dem Sicherungshebel, bis ihm einfiel, daß eine Glock ja keinen hatte und daß bei diesem Modell der Abzug selbst die Sicherung war. Er richtete die Waffe auf sich und blickte in die Mündung. Das hatte er schon oft getan, so manchen Abend, meist um diese Zeit, und wie sonst spürte er auch jetzt, daß er zu schwitzen begann. Er legte die Pistole weg, schaltete den Computer ein und wartete, bis die Maschine stotternd hochgefahren war. Dann fing er an zu schreiben.
Warum eigentlich? Er wußte es selbst nicht recht. Vielleicht war es nur Korrektheit, weil eine Frage ja Antwort verlangte, vielleicht auch der Umstand, daß alte Frauen im Ornat ihn sein Leben lang mit einer Mischung aus Respekt und blankem Schrecken erfüllt hatten. Liebe Äbtissin, verehrte und gesegnete ehrwürdige Mutter, Gott ist nicht zu rechtfertigen, das Leben entsetzlich, seine Schönheit skrupellos, selbst der Frieden voll Mord, und gleich-

gültig, ob es Ihn nun gibt oder nicht, was ich nie zu entscheiden vermochte, habe ich keinen Zweifel daran, daß mein elendes Krepieren Ihm so wenig Mitleid abfordern wird wie das meiner Kinder oder eines hoffentlich noch fernen Tages, ehrwürdige Mutter, das Ihre.
Er zögerte, blinzelte ins Sonnenfeuer, legte den Kopf in den Nacken und atmete tief ein. Er horchte in die Stille. Die Klimaanlage summte leise. Dann schrieb er weiter. Er schrieb, während die Sonne ins Meer glitt, die letzte Glut übers Wasser schickte und verlosch; er schrieb, während die Luft sich mit Dunkelheit füllte wie mit einer feinen Substanz; er schrieb, während die Lichter in der Tiefe immer deutlicher aufglänzten und die schwarze Glätte des Himmels eins wurde mit den Berghängen ; und als er aufsah, mit nassem Hemd und den Schnurrbart voll Schweißperlen, war es Nacht. Werte Äbtissin, kein Grund zur Hoffnung besteht, und selbst wenn Gott anders zu rechtfertigen wäre als durch Seine offenkundige Abwesenheit, so verblaßte jedes kluge Argument doch vor dem Ausmaß des Schmerzes, ja vor dem schieren Faktum, daß es Schmerzen gibt und daß alles immer und zu jeder Zeit, bedenken Sie es nur recht, ehrwürdige Mutter, so unzureichend ist. Das einzige, was uns hilft, sind wohlige Lügen wie die in Ihrer heiligen Person verkörperte Würde. Mögen Sie lange verharren darin und in guter Erinnerung behalten Ihren ergebenen ... Er klickte zweimal mit der Maus, und der Drucker begann zu schnarren. Ein Blatt, ein zweites, ein drittes und viertes füllten sich mit Buch-

staben. Miguel Auristos Blancos nahm den kleinen Stapel und las.
Er stand auf. Wieso hatte er das geschrieben? Diese Blätter waren die Rücknahme von allem, die Auslöschung seines Lebenswerks, die knapp und klar formulierte Entschuldigung dafür, daß er es je unternommen hatte zu behaupten, die Welt kenne eine Ordnung und das Leben könne gut sein.
Aber erst als er mit seiner gebräunten Hand nach der Pistole tastete, wurde ihm klar, was er getan hatte und daß die Zeit, da er noch gemeint hatte, eine Wahl zu haben, vorbei war. Was bisher halbes Spiel gewesen war, plötzlich war es Ernst. Wenn er wirklich abdrückte, würde er Epoche machen. All die frommen Leute, all die Hoffnungsvollen und Gesegneten der Erde, all die Verehrer und Betenden, die seine Bücher im Schrank hatten und sein Beispiel im Herzen, wie konnte er der Versuchung widerstehen, ihnen diesen Schlag zu versetzen! Dies, und nur dies, würde ihn groß machen. Seine Mundwinkel zuckten, lachend zugleich und in Panik. Was er da geschrieben hatte, war nicht einmal seine Meinung. Es war bloß wahr.
Seine Knie waren plötzlich schwach, er lehnte sich an das Fenster. Ein Flugzeug zeichnete blinkend eine Kurve ins Firmament, von einem Schiff stieg eine Leuchtrakete auf und zerplatzte lautlos zu einem Wirbel von Funken. Im Nebenzimmer schaltete unpassenderweise die Putzfrau den Staubsauger ein.
Noch einmal nahm er das letzte Blatt und fragte sich,

ob das wirklich von ihm war und wie er nach so vielen Jahren der Weichheit diese Worte hatte finden können. Er sah die Kirchentage vor sich, von deren Verkaufstischen man seine Bücher entfernen würde, er sah die Buchhandlungen mit Lücken in den Regalen, er sah die erschrockenen Priester und erbleichenden Hausfrauen, die fassungslosen Arztgattinnen und all die mittleren Angestellten auf runf Kontinenten, denen nun keiner mehr erzählte, ihr Leiden habe Sinn. Er ließ das Blatt fallen und hob, noch bevor es, auf dem Luftzug der Klimaanlage hin und her schwankend, den Boden erreicht hatte, die Pistole. Keine Sicherung. Man mußte nur abdrücken. Er öffnete den Mund und legte die Zähne um den zu seiner Überraschung nicht einmal kalten Kunststofflauf.
Seine Finger tasteten nach dem Abzug. Aus weitgeöffneten Augen, während der Schweiß ihm über die Stirn lief, sah er die Stadt unter sich, die funkelnden Schiffe, die Weite der Nacht. Die Kugel würde durch seinen Kopf ins Fenster schlagen - als würde sie nicht bloß das Glas, sondern das Universum selbst treffen, als würden die Risse durch Meer, Berge und Himmel gehen, und da begriff er, daß dies die Wahrheit war, daß genau das geschehen würde, wenn er und kein anderer der Welt das Zeichen seiner Verachtung einbrannte, ein für allemal, wenn er nur die Kraft fand, abzudrücken. Wenn. Er hörte sich keuchen. Im Nebenzimmer brummte der Staubsauger. Wenn.

Ein Beitrag zur Debatte

Da muß ich erst ausholen. Sorry und: weiß ja, daß lithuania23 und icu_Iop sich wieder über die Länge von diesem Posting lustig machen werden, und natürlich lordoftheflakes, der Troll, wie neulich bei seinem Flaming im movieforum, aber kürzer kann ichs nun mal nicht, und wers eilig hat, soll das einfach überspringen. Treffen mit Celebrities? Na aber aufgepaßt!
Vorausschicken muß ich, daß ich ein riesen Hardcore-Fan von diesem Forum bin. Stahlidee. Normale Typen wie ich und du, die Prominente spotten und davon erzählen: Kalte Sache, toll überlegt, interessant für jeden, und außerdem hat das Kontrollfunktion, damit die wissen, daß sie gescannt werden und sich nicht aufführen können wie was weiß ich. Wollte schon lang hier posten, allein woher

der Kontent? Dann aber letztes Wochenende, und gleich voller Container.
Ganz kurz Vorgeschichte. (Mein Leben war der volle Container Irrsinn in letzter Zeit, muß man aber fertig werden mit, gibt eben solche und solche Zeiten, Yin und Yang, und für die Freaks, die nie von gehört haben: Das ist Philosophie!) Meinen Usernamen mollwitt kennt ihr aus andren Foren. Ich poste viel bei Supermovies, auch bei den Abendnachrichten, bei literaturqyou und auf Diskussionsseiten, und auch wenn ich Blogger sehe, die Bullshit verzapfen, halt ich mich nicht zurück. Immer Username mollwitt. Im Real Life (dem wirklichen!) bin ich Mitte dreißig, ziemlich sehr groß, vollschlank. Unter der Woche trage ich Krawatte, Officezwang, der Geldverdienmist, macht ihr ja auch. Muß sein, damit man seinen Lifesense realisieren kann. In meinem Fall Schreiben von Analysen, Betrachtungen und Debatten: Kontributionen zu Kultur, Society, Politikzeug.
Ich arbeite in der Zentrale einer Mobiltelefongesellschaft und teile Büro mit Lobenmeier, den ich hasse, wie noch nie einer einen anderen gehaßt hat, da könnt ihr drauf Kies essen. Wünsche ihm den Tod, und gäbs Schlimmeres, dann wünschte ich ihm das statt Tod, und gäbs noch Schlimmeres, dann exaktgenau das statt dessen. Logischer Fall, daß er auch der Lieblings Mann vom Boss ist, immertäglich pünktlich, immerja fleißig, und solange er am Desk ist, macht er sein Workzeug und unterbricht nur, um mir das Auge zu geben und so was zu sagen wie: «Ey,

schon wieder Internet?» Manchmal springt er auf, geht um meinen Desk und will mir auf den Screen glancen, aber ich bin fix und klicke immer rechtzeitig zu. Nur einmal mußte ich sehr dringend Restroom, da hab ich aus Versehen paar Fenster offen gelassen, und als ich zurück, saß er mit riesen Smile auf meinem Stuhl. Ich schwörs euch, wär der nicht dauernd Fitneß-Studio, in dem Moment hätt er richtig Fresse gekriegt.
Ernst übel auch unser Boss. Ganz unkalt und heftig schlimm, aber nicht auf die kleine Art. Ich glaube, daß er mir vertraut, aber man weiß nicht bei ihm: Ständig denkt er über uns nach und listet Pläne, die keiner überzieht. Mir ja ganz fremd, das Power Play, mir gehts um die Gesamtsache und die Gesellschaft und all die Schweinereien, die täglich, ihr wißt ja. Ist doch obvious, daß wer in der Zeitung schreibt, schon gekauft, und über wen geschrieben wird, mit drin. Eine riesen Konspiration, alle mit allen unter Decke, machen Geld wie Irrsinn, und wir Anständigen gucken zu. Ich sag nur Beispiel: Funksprüche von 91 II, lest das mal nach im Netz, dann wundert euch gar nichts mehr!
Zurück zum Topic. Begann alles letzten Freitag. Grad wollt ich im Filmforum der Abendnachrichten posten, wegen Ralf Tanner und der Ohrfeige. BugclaP4 meinte, daß da nichts mehr läuft zwischen ihm und Carla Mirelli, während icu_Iop dachte, da ist noch was zu retten. Ich wußte wieder mehr, weil hatte auf andrer Website was gelesen, aber als ich damit public gehen wollte, merkte ich, daß

ich nicht mehr posten konnte. Ging einfach nicht! Voller Container Fehlermeldung jedes Mal, und weil es mir plötzlich aber so was von stank, rief ich da einfach an.
Okay, okay, okay, okay, schon klar. Unüberlegt. Weiß ich. Aber am Abend zuvor zu allem andren schon wieder Ärger mit Mutter gehabt: Kannst für dich selbst kochen, kannst dein Zeug selbst waschen, so was und mehr davon, bis ich dann zurück: «Wohn doch allein, zahl selbst Miete!»
Sie dann: «Wollt ja nie hierherziehen! Und du willst ja lieber mit irgendeinem Weibsmensch! »
Drauf ich: «Geh doch zurück nach Rüdesheim, blöde Kuh!»
Gegen Mitternacht dann riesen Versöhnung, aber ich war immer noch wirr und kopfzerbraust am nächsten Tag, sonst wärs mir sicher nicht passiert.
Also: Guckte Nummer nach, wählte. War so wütend, daß ich mein Herz beaten hörte.
Meldete sich eine müde Männer-Stimme. Ich: «Meine Postings werden nicht angezeigt! Ist schon das vierte Mal.»
Stimme drauf: Wie, was, wo Postings? Überzog gar nichts.
Ich deshalb: Erklären, erklären, blabla, dann er: «Verbinde weiter!»
Dann zweiter und dritter Techniktyp, und ausgerechnet jetzt kam Lobenmeier zurück und machte ein Smile wie Mooshirn und hörte zu, während der Techniktyp nach

Namen und Stand-Ort und IP-Adresse und Ethernet ID fragte. Dann tippte der Typ, gähnte, tippte, stockte. «Geben Sie nochmal die IP!»
Ich: «Probleme?»
Er tippte, stockte, tippte, fragte dann, ob möglich, daß ich schon zwölftausenddreihunderteinundvierzigmal im Abendnachrichten Forum gepostet hatte.
«Und?»
Er noch mal: «Zwölftausenddreihunderteinundvierzig.»
«Na und?»
Er zum dritten Mal. Führte alles zu nichts. Ich legte auf. Ich weiß, daß ihr euch jetzt hochlacht wie Irrsinn. Aber niemand ist immer total auf Alert, und Müllmist passiert eben. Als ich wieder versuchte, ging das Posten gleich, und es gab so viel zu tun, daß ich nicht mal mehr drüber nachdachte. Die Diskussion war schon weit, und höchste Zeit, daß einer Reason rein brachte. Ralf Tanner und Carla Mirelli, schrieb ich, das wird nie wieder was, der hat doch Müllmist im Hirn und ist häßlich wie Viech, das könnt ihr vergessen!
Erst Stunde später kam mir der Verdacht, daß ich eine riesen Dummheit gemacht hatte. Echten Namen, echte Adresse, die IP: Ich war jetzt voller Container visible! Sehr unangenehmes Gefühl, aber für wirklich. War dann aber wieder Irrsinn wie eingespannt und kam gar nicht zum Denkgrübeln: Gab grad einen riesen Streit mit lonebulldoggy auf thetree.com, und währenddessen mußte

ich ein Warnmemo von der Technik durchsehen, irgendwas über eine Störquelle bei der Nummernvergabe, das mir der Boss auf den Desk geknallt hatte. Das hatte ich schon vorgestern gehabt. Hatte es an Hauberlan weitergeschickt, der es dann offenbar nach oben mailen mußte, wahrscheinlich nur um mich anzuschwärzen, die Drecks-Sau ist mit Lobenmeier im Bund. Und plötzlich ließ mich der Boss rufen.
Na, riesen Schreck und voller Container Herzklop[
Dachte natürlich: Jetzt schon wegen der IP-Sache? Stehe auf, gehe rüber, nehm mir vor, kalt zu bleiben. Bin ja nicht irgendein Gumpfrich, hab schon ins Guestbook des Bundespräsidenten geschrieben (wurde aber gelöscht), mich drückt man so nicht runter, ich kanns schon jedem geben, wenn nötig.
Stehe ich also vorm Boss, und er sieht mich an. Durchdringender Blick. Wie Saruman. Oder Vorlone Kosh aus Babylon 5. Schaute also der mich an und ich schaute ihn. Richtig kalter Moment. Zwei Männer, ein Blick. Stahlehrlich.
Sagte er was vom Kongreß der Europäischen Telekommunikations-Anbieter, Startbeginn gleich übermorgen. Wollte selbst fahren, aber konnte nicht, und die Abteilung mußte vertreten werden, und es war auch eine Presentation zu machen: Nationale versus Europäische Funknormen.
Ich brauchte bißchen, bis ich überzog. Ja fucking shit. Was? Dazu müßt ihr wissen, ich verreise voller Container

ungern. Die Seats in den Zügen sind schmal wie Irrsinn, so daß eine normale Menschenperson sich gar nicht reinseaten kann. Und so eine Presentation vor ganz fremden Leuten, also ich glaube nicht.
Ich daher: Nein und geht gar nicht gut und will nicht und andre Pläne, aber er: Unsinn, Sie müssen, kann ja sonst niemand. Also was soll man da? Ich: «Okay, Boss!», und er: «Sie sind mein Bester!», und ich: «Ey nicht so was!», und er: «Aber weils stimmt», und in der Art hin und her und hin, und dann ich wieder in mein Büro, und da hab ich erst gesehen in Papierunterlagen, daß ich die Presentation auf Englisch machen soll. Heiliger Mist! Englisch? Heiliger Mist!
Auf dem Heimweg dann zur Beruhigung das neue Buch von Miguel Auristos Blancos. Schreibt der, daß man sich Dinge nicht zu Herzen nehmen soll: akzeptieren lernen. Aber genau so ists! Was ist denn besser, die Erde mit einem Te pich zu bedecken oder sich Schuhe anzuziehen? Mußt ich gleic rausschreiben. Wow. Wo nimmt so einer das her?
Dann wieder Streit mit Mutter. Ganzes Wochen-Ende weg, ach so, und was sie denn tun soll und ob mirs egal.
Ich: «Na geh halt raus, geh ins Kino!»
«Weiß nicht, will nicht! Und stimmt doch alles nicht, triffst sicher ein Weibsmensch! »
Ich: Blödsinn, nichts da, und so weiter.
Sie: «Mach mir nichts vor. Triffst eine. Und ich allein zu Haus. Wenn ich das gewußt hätte damals vor 37 Jahren, so lieb warst du damals, so klein.»

Ich: «Zieh doch aus, wenns dir nicht paßt!» Sag ich ihr immer, wißt ihr jetzt schon.
«Und wer kocht für dich?»
Okay, Punkt für sie. Ließ sie also stehen, knallte Tür, sperrte mich ein. Blätterte im Auristos Blancos und versuchte, währenddessen in den Moviechat mit Dot B einzusteigen. Keine Chance natürlich, Server überlastet, jetzt wollte jeder, logischer Fall. Werde eins mit den Din9en, eins mit dem Einswerden, eins mit deinem Einssein mit ihnen, auch mit deinem Zorn, und sollte die Atombombe fallen, dann werde eins mit der Atombombe. Na Krawall. Ich weiß, bin zu busy, zu viel Work und Alltag, aber große Thoughts erkenn ich, wenn ich sie sehe. Dann abgelenkt, weillordoftheflakes den üblichen Bullshit und sich auch proctor, 3helgoland und birnenfreund auf seine Seite geschlagen hatten, dazu zwei Neuposter, die ich gar nicht kannte und denen ich erst mal heavy eins drüberslashen mußte. (Konnte auch sein, daß lordoftheflakes neue Nicks hatte. So was macht mich krank, das ist widerlich! Hab natürlich auch drei andre Usernamen, aber nutze sie nur, wenn ganz schlimme Typen mir keine Wahl lassen.) Klar, ich hätt meine Presentation vorbereiten sollen, aber die war erst übermorgen, und ich konnte mich jetzt nicht konzentrieren. Kurz vor Midnight noch ein paar private Sites. Sanfte, wenn ihr versteht, keine von den drall brutalen, weil die sind nichts für mich. Dann ging ich schlafen.
Nächster Tag: Zugfahrt. Schlecht wurde mir, und natürlich zu schmale Seats, aber weils nicht ganz voll war,

konnte ich die Lehne hoch und quer über zwei. Draußen Häuschen, Wege, SumpfWiesen, das volle Zugfensterprogramm. Dann Aussteigen, Rolltreppe runter, Rolltreppe rauf, Atmen schwer, und ich schwitzte wie Viech. Schaffte aber den Anschluß, und ging schon weiter mit Wiesensumpf, Bauernhaus, Rapsfeld. Sechs Stunden, und ich war schon Irrsinn wie nervös, konnt mich ja kaum erinnern, wann ich zuletzt so lang vom Netz gewesen. Endlich aussteigen, und da stand schon ein Fahrer mit Kleinbus für mich und die andren Kongreßtypen. Alles Krawatten und Aktentaschen.
«Travelling: Hölle», sagte ich auf dem Weg zum Nerd neben mir. «Und wozu! Wir könnten das alles von zu Hause machen per VoIP! Ich würd Sie sehen, Sie sehen mich, alles easy ohne Streß.» Aber der Nerd starrte mich bloß an, und dann rückte er weg auf der Sitzbank.
An der Rezeption fragte ich sofort Internet. Die Frau sah mich steinblöd an. Ich: «Internet! Hallo. Internet!»
Sie: «Geht grad nicht.»
«Ja wie, was, bitte, wie?»
Sie: Ja, tut leid, aber ist grad gestört, sonst gibt es ohnehin WLan auf Zimmer, aber im Moment halt grad nicht.
Ich: Starrte nur. Checkte es noch gar nicht.
«Nächste Woche wird repariert.»
Ich: «Hammerstark. Und das nützt mir. Was genau?»
Glotzte sie wieder blöd. Sarkasmus: Neuland für sie.
Ganz schwindlig war mir vor Schreck. Hotel stand verlassen in der dreckigsten Dreckheide. Kein Dorf, kein Inter-

net-Kaffee, also entweder borgte mir einer seine HSDPA-Card, oder die Lage war stahldunkel. Und come on, keiner verleiht eine Internet Card, haben doch alle Angst, daß man aufCompany-Kosten Filme downlädt. Also: Katastrophe. Kiesgrube. Dunkelnacht.
Abendessen. Brauch ich euch nicht zu beschreiben, kennt ihr: Foodstreß am Buffet, Geschiebe, Gestoße. Und alles Gute immer grad weg, wenn mans will. Dann am Tisch: Rechts von mir spricht ein Barttyp von T-Mobile über sein neues Parkett, links eine Dürredame von Vodafone, daß der Cousin von ihrem Schwager einen Opel zum Sensationspreis und so. Ich: Silence komplett. Sag ja immer nichts unter Fremden. Kann ich nicht, mag ich nicht, hab ich einfach nicht drauf. Ging statt dessen noch mal zum Buffet, dann noch mal, und dann war mir Irrsinn wie schlecht, also nur noch einmal und dann hinaus auf den Parkplatz, wegen Zigarette. Drinnen durfte man nicht rauchen, darf man ja nirgendwo mehr. Ich sag euch, unter den Nazis wars schlimmer nicht als das!
Regen, voller Container. Unter dem Vordach stand ein Mann und Zigarette. War schon fast dunkel, so daß ich zuerst nur seine Umrisse und den Licht-Punkt sah. Bat um Feuer, und während er nervös kramte, erkannte ich ihn.
«Leo Richter!»
Zuckte zusammen. Sah mich an. Er wars!
Okay. Ich frag euch jetzt: Was hättet ihr gemacht? Muß vorausschicken: War seit Jahren ein Fan von ihm, aber Irrsinn wie. Das eine Buch, Titel weiß ich jetzt nicht, in

dem Lara Gaspard in Paris unterrichtet und dann diesen völlig abgewrackten Typen trifft und dann in der letzten Story ins Totenreich steigt. Ich hab das gelesen und, totaler Irrsinn, gar nicht glauben können, war einfach der riesen Trip. Der Stil, der Witz, alles stahlgut, aber vor allem: diese Frau. Muß dazu sagen, so richtig lucky war ich nie beim andren Geschlecht, immer so rum und blabla und dann immer «Laß mich in Ruhe, bist ja ein netter Typ, aber nicht auf die Art, geh jetzt weg!» und so weiter, all der Bullshit, den ihr auch kennt, und bei Parship, auch wenns zuerst eins a lief, immer No Response, sobald ich mein Fotobild freigeschaltet habe. Aber Lara, das wußte ich, da wärs anders gelaufen. Die ist nicht äußerlich.
Und obwohl die selbst aussieht wie Irrsinn, ist die doch so klug, daß sie sich nicht schert, wie ein Mann von außen. Und sie denkt wie ich! Und ich wie sie! Weiß schon, so soll man Bücher nicht lesen, aber manchmal. Na ja. Klingt das crazy?
Ich meine, ich weiß, daß sie erfunden ist. Weiß auch, denn natürlich hab ich damals gleich gegoogelt, daß Leo Richter das geschrieben hat, als er selbst in Paris war, und dann, als seine Frau ihm den Stiefel gegeben hatte, kamen die drei Storys, wo Lara ihren Husband verläßt, Der Mond und die Freiheit, Herr Müller und die Ewigkeit, und Titel von der dritten hab ich vergessen. Also: Was ihm zustößt, das passiert dann ihr, was er macht, macht später sie, und wer ihn trifft, kann in einer Story auftauchen. Im literaturhaus-Forum nannte das einer autobiographischen Narzißmus,

aber dem hab ich so was von Feuerstahl gegeben, der chattet nie wieder über Zeug, das er nicht überzieht, der Müllhund. Nur die Story von der alten Lady, die in die Schweiz fahrt, um sich niedergiften zu lassen, hab ich gar nicht gemocht, da war nichts von ihm selbst drin, und der Schluß hat gar keinen Sinn gehabt, keine Ahnung, wer den überziehen soll, ich jedenfalls nicht.
«Ihr Buch! Was glauben Sie, wo ichs gelesen hab?»
Dann Schluckauf. Logischer Fall: die Aufregung. Fällt mir eben schwer, mit Fremden zu reden, tue ich sonst auch nicht. Aber ich war einfach Irrsinn wie excited. «Zwischen München und Brüssel! Speisewagen! Als ich ankam, war ich fertig.»
Er sah mich an. Drehte sich weg, dann wieder zu mir. Hatte seltsame Movements, irgendwie eckig und nervös.
«Hat exakt genau klar die richtige Länge! In München fahrt man los, fangt an. Wenn man in Brüssel ankommt, ist man fertig. Paßt! Ich hatte dort Seminar über UMTS.»
«Bemerkenswert», sagte er.
(Bitte, ich erfinde das nicht! Habe seine Worte dann gleich im Zimmer auf notiert. Weil, logischer Fall, hab sofort ans Forum gedacht.)
Ich: «Wie kommen Sie aufIhre Ideen?»
Er drehte sich weg, sah auf den Kies-Boden, dann rauf zum Vordach, dann wieder zu mir. «In der Badewanne.»
«Eywas. Stahlgut. Echt?»
«Versprochen. »
«Kalte Sache. Ich schluck den Hund! Badewanne.»

Dann schwiegen wir bißchen. Er rauchte, ich rauchte, und der Regen machte sein Regending.
Dann ich: «Und schreiben Sie grad was? Was macht Lara, was ist im Plan? Kann ich Du sagen?»
Er warf seine Zigarette weg. «Ich muß wieder rein.»
«Was machst du denn hier? Of all places?»
«Vortrag.»
«Ey?»
«Eine Bank gibt ein Seminar, und die haben mich über meinen Agenten engagiert. Ich dachte, warum nicht, ein paar Tage im Grünen. Aber es regnet immer.» Sah mich an, als wär ich dran schuld, und noch mal: «Immer!» Drehte sich um und zurück ins Haus.
Ich stand da, rauchte noch eine, chillte und versuchte zu überziehen, was grad abgegangen war. Mein Gott. Wow. Dann ging ich aufs Zimmer.
Ich gebs zu, ich war ziemlich durchgebraust und wakkelmoodig. Kam viel zusammen: Der Streit mit Mutter und daß ich so blöd gewesen war, meine IP rauszugeben. Und die Angst wegen morgen: Okay, ein profi wie ich kann eine Presentation schon machen, aber ich war neun Stunden dreißig nicht Internet gewesen und gar nicht mehr auf dem laufenden! Keinen Funken, was lordoftheflakes, icu_Iop, ruebendaddy und praY4us aufmeine Postings geantwortet hatten. Drehte mir den Magen, wenn ich nur dran dachte. Ich glotzte bißchen auf den Fernsehscreen, aber da kam nur riesen Mist, und dann sah ich, daß ich keine Dusche hatte, nur Wanne, so schmal, daß

man gar nicht rein kam. Also auch hygienemäßig würde heute nichts weitergehen.
Paar Minuten noch vor dem Laptop. Power Point, schwer zu bedienen. Tippte ein wenig, schob Fenster hin und her. Brachte es einfach nicht. Na würd schon laufen morgen. Also Bett und Licht aus und Kissenklammern. Traumolympiade, wie Mutter immer sagt.
Konnte aber nicht schlafen. Im Stockwerk unter mir sangen betrunkene Nerds. Immer wieder Trampeln auf dem Gang. Ist ja so bei den Kongressen, die Schreibtischtypen packen es nicht und schütten Alkohol wie die Tiefsee. Mir gingen komische Sachen durch den Kopf. Heiliger Dreck: Im selben Haus wie Leo Richter, Erfinder von Lara Gaspard. Der Typ, der bestimmte, was sie sah und tat. Ihm die Hand schütteln, das war fast, als ob man ihre Hand - überzieht ihr, was ich meine?
Und da, in diesem Moment, in meinem dunklen Zimmer, hatte ich die eins a Stahlidee. Wenn einer so viel Internet unterwegs ist wie ich, dann weiß er, daß - wie soll ichs sagen? Also dann weiß er, daß Wirklichkeit nicht alles ist. Daß es Räume gibt, in die man nicht mit dem Körper geht. Nur in Gedanken und trotzdem da. Lara Gaspard treffen. Das war possible! Eben in einer Story.
Leo verwendete Dinge, die er sah? Typen, die er traf? Events, die passierten? Ja, mich konnte er verwenden. Nichts dagegen! In einer Story vorkommen - irgendwie auch nichts andres als in einen Chatroom gehen. Transformation eben! Sich selbst übertragen in was andres. In

einer Geschichte wäre ich ein andrer, aber auch ich selbst. In der gleichen Welt wie Lara.
Kapiert ihr? Ich verehre diesen Mann wie Irrsinn, und ich wollte in eine Geschichte rein. Er mußte mich kennenlernen. Ich mußte ihm auffallen! Entweder sein Buddywerden, oder ... Hauptsache, er bemerkte mich. Mein ganzes Drecks-Leben, der ständige Streit mit Mama, der üble Boss und das riesen Schwein Lobenmeier: Mir war, als gäbs Erlösung. Als ich einschlief, war ich glücklich wie lang nicht. Und wißt ihr, was noch? Ich fühlte mich leicht.
Nächster Morgen: AufWachen. Immer noch kein Glück mit der Wanne, viel zu schmal. Ging runter in den Frühstücks-Raum. Machte leider den Mistake, drei Teller zugleich, einer rechts, einer links, einer in der Mitte balanciert, und klar, exakt genau der fiel runter: Rührei auf dem Boden, Speckzeug, zwei Semmeln, alles jetzt Müllmist. Leo saß ganz am Rand, allein. Ich natürlich zu ihm und: «Gut geschlafen, hombre?»
Er starrte mich an. Hatte eine komische Art zu schauen. Große Augen, sein Mund zuckte ständig. Relaxed, das könnt ihr mir glauben, ist der nicht.
«Gestern sind wir nicht zum Reden gekommen!» Begann zu essen. Bißchen Rührei fiel runter, ich achtete nicht drauf «Willst du was über mich wissen?»
«Bitte?»
Ich sagte meinen Namen und wo ich arbeite und gab ihm einen kurzen Über-Blick, was meine Abteilung in der Firma so exakt genau im Einzeldetail macht. Auch von

Mutter sagte ich was und wie es so ist, mit einer Sau das Büro zu teilen.
«Muß gehen», sagte er.
«Dein Essen? Hast ja noch nicht fertig!»
Aber war schon weg: Abgang, Tür, raus. Nervöser Typ, Writer eben. Ich aß die zwei Marmelade-Toasts auf, die er sich geschmiert hatte, schade wärs doch gewesen drum, dann ging ich zur Rezeption und fragte Internet. Na, was glaubt ihr? Dungladen elender. Kiesgrube. Und dann: Tagungsraum.
Don't worry, will keinen totdösen, indem ich Details. Tagung eben. Flipcharts, Tafeln, alles Englisch leider, viel Händeshaken zwischendurch, aber zu mir keiner. Bloß ein Typ wollte was über unsre Abteilung wissen, aber was soll man da sagen. Guckte ihn schweigend an, bis er weg war. Dann endlich Mittagspause: Schinkenrolle, Mayonnaise, Eier, Quiche, ging so, habe schon schlechter. Als ich mir den dritten Teller holte, okay, war ein bißchen sehr voll, geb ich zu, stellte sich mir ein Krawattentyp in den Weg und: «Sorgen Sie für den Krisenfall vor?» Ich gleich: «Fuck you, Schwein Kerl Mist Dreck Sau Stirb!» Drauf er ganz schnell weg. Ich dreh eben manchmal durch. Ist nicht gut, weiß ich, tut mir auch leid, aber ich kann nichts dagegen. Hatte noch ein paar Minuten Pause. Also zur Rezeption.
«Muß bitte schnell mit Leo Richter sprechen!»
Sie tippte am Computer, dann Telefonhörer, und Leo am Apparat. Hatte wohl grad geschlafen. «Wer?»
Ich meinen Namen noch mal.

«Wer?»
Unglaublich. Hatte mich schon wieder vergessen.
«Dachte, wir lunchen mal zusammen? Muß dir viel erzählen. Unglaubliche Geschichten, kannst du sicher brauchen. Hab viel erlebt.»
Aber da, Zack und Klick, Leitung unterbrochen. Dreckhotel. Rief gleich noch mal an. «Ich wieder, was jetzt mit Lunch?»
Er hustete. Klang heftig schlimm erkältet, nicht auf die kleine Art. «Kann nicht!»
«Später?»
Schweigen.
«Bist noch da?»
Schweigen.
«Kommst du zu meiner Presentation?»
«Schwierig. Ich habe viel zu-»
«Europäische versus nationale Kommunikationsnormen. Ist auch für dich interessant!»
Er räusperte sich.
«Schau, ein Telefon benützt etwas, das nennt man ISM-Codes, zur Identification. Beispiel: Du willst einen Befehl schicken und bist nicht im Heimnetz. Wenn man da -»
Und Klick und Besetztzeichen. Das war kein Zufall, bin ja nicht hirndoof, der hatte aufgelegt! Künstler - scheu wie Irrsinn. Und ich jetzt: Heartbeat, nervös, aber wie. Logisch klarer Fall natürlich auch wegen der Presentation. Sofort gleich jetzt nach der Pause, also kein Exit mehr, keine Zeit, Augen zu und los.

Alle schon im Saal. Irgendwer gab mir die Hand, dann noch wer, dann noch wer, kannte ich alle nicht, und vorn am Mikro machte ein Krawattentyp die Ankündigung, daß mein Boss leider nicht hier und als Vertretung ich, und dann Klatschen. Ich: rauf. Drei Stufen, ziemlich hoch, und als ich oben stand, war ich außer Atem und ganz Schweiß. Laptop aufklappen, Netzwerkkabel rein, schon startete mein Power Point auf der Leinwand, die Technik war hier echt eins a, hätt euch gefallen, und ab ging der volle Heinrich.

Am Anfang lief es stahlgut. Alles klar, und die Flipcharts hüpften, und ich sprach über den New Approach und die nationalen Sicherheitsprotokolle bei UMTS, Vor-Teile, Nach-Teile, Problems, Möglichkeiten, fiel mir alles leicht.

Dann sah ich Leo.

Oder auch nicht. Wißt ihr, Saal war halb dunkel, zwei Scheinwerfer mir ins Gesicht und keine Chance zu sehen, ob das ganz hinten, dieser Darth Vaderschwarze Umriß, er war oder nicht. Eingeladen hatt ich ihn ja. Seine Größe wars, auch das nervöse Zappeln, und immer wieder faßte er sich an die Kopfstim. Aber sein Gesicht? Ich beugte mich vor, umsonst, sah nichts. Von da an wars gelaufen für mich.

Stottern. Aber wie. Voller Container. Worte weg, mitten im Satz, und wußte auch gar nicht mehr, wie man englische Sachen sagt, und dann war der Laptop auch noch irre und blockierte die Grafikbilder. Und meine Hand so naß, wie sollt ich da die Maus? Spürte all die Blicke auf mir,

aber richtig brennend. Wünsch ich keinem von euch (doch, lordoftheflakes schon). Und dazu gleich noch ein Thought: Exakt genau das konnte Leo doch brauchen! Ein guter Typ, der sich auskennt und trotzdem beim Vortrag elend absäuft. Kalte Story? Kannst du drauf wetten. Und plötzlich sah ich mich wie von außen und als wärs nicht ich; und eben dadurch Stottern noch mehr und eben dadurch noch mehr. Hände schwitzten stärker, Maus fiel runter, klickerte auf dem Boden, und ich - na ja, ich kann mich eben nicht bükken, was hätt ich tun sollen? Stand also und guckte und wußte nicht. Da lachte einer in der Mitte. Dann noch einer hinten. Dann drei Frauen in der ersten Reihe, und dann alle. Und ich fragte mich, ob ichs nur träumte. Hatte so was ja schon geträumt, habt ihr auch, hat jeder. Aber das hier war echt, eins zu eins, Life Reality, volles Programm, ganze Abteilung. Ein paar Sätze schaffte ich noch, bis dann Flash der Gedanke: «Was, wenn jetzt gar nichts mehr?» Und da wars auch passiert, und ich hörte mich, wie ich meine Stimme nicht mehr hörte, weil nichts mehr kam, und sah mich da stehen und mir zusehen, wie ich da stand und mir selbst zusah. Hölle. Und währenddessen lachten sie. Ich brachte es noch fertig, ins Mikro zu sagen, daß ich mich nicht gut, und dann, taumelsick wie nur was, die drei Stufen runter, zum Glück ohne daß es mich hinlegte. Ein Krawattenmann fragte, ob ich Arzt brauche, aber ich sagte ihm, daß er sich um sein eignes Business, und raus.
War total fertig. Schwitzte wie Irrsinn. Schwindel, ganz aufgelöst. Überall naß. Mußte irgendwie chillen, runter

kommen, wieder kalt werden. Guckte mich in der Lobby um. Und genau da sah ich einen Typen von einem Tisch aufstehen, Richtung Restroom weg, er ließ den Laptop da - und der hatte eine H S D P A-Card! Ich also näher. Noch näher. Und dann in den Sesselstuhl und ganz schnell getippt, voller Container wie Irrsinn rasch. Erst ins Movieforum. Und wirklich: Da hatte bugclap als Response zu meinem total sachlichen Posting ein Flaming abgesondert, daß mir der Atem wegstockte - was ist denn mit euch Typen, habt ihr kein Life? Ich also schnell Antwort, mußte doch sein.
Dachte wieder an den Vortrag. Wenn Dreckshit kommt, dann immer eben gleich voller Container. Hände zitterten. Schnell ins Diskussionsforum, wo ich praY4us sagte, was schon lang mal einer hätte müssen, Schweinesau dumme, stirb. Dann in meine Mailbox. Hatte aber keiner geschrieben. Mir fiel wieder ein, daß ich meine IP raus gegeben hatte. üb mich schon wer suchte? Weil die Mächtigen kennen nichts, die tun, was sie wollen, und beleidigt hatt ich jeden, vom Präsidenten abwärts runter. Schrieb noch ins Abendnachrichtenforum, daß die Leitartikel heute alle Bullshit. Hatte gar keine gelesen, aber egal, würden die ohnehin löschen, und es half, ich wurde schon ruhiger. In dem Moment einer neben mir: «He, was soll das?»
Ich: Wie, was, wieso, was ist? Hatte schon vergessen. Ich war ziemlich durch im Kopf, könnt ihr mir glauben.
«Das ist mein Computer!»
Na was kann man da groß sagen? Ich also: Entschul-

digung, sorry, Irrtum, der ganze Müll. Stand auf, ging durch die Lobby. In dem Moment sah ich aus einem der andren Konferenz-Räume Leute kommen: Krawattenmänner und Frauen in Seidenstoffzeug, aber in der Mitte: guess who!
Ich gleich ran. Hörte einen sagen: «Wissen Sie, wo ich das gelesen habe? Im Flugzeug von Hamburg nach Madrid.» Leo nickte. Er sah komisch aus.
Ein andrer: «Wo nehmen Sie Ihre Ideen her?»
Leo zuckte, drehte sich, wackelte. Der ganze Nervositätsact. «Muß jetzt noch arbeiten!»
«Ganz großartiger Vortrag!» Eine Frau. Brille, Faltenface, Haare hochgewurbelt. «Hat uns zum Nachdenken gebracht!»
Und eine andre: «Sie speisen doch mit uns?»
Ja nie im Leben. Ich grabte seine Schulter und: «Nicht in Question, jetzt sind wir verabredet!» War alles Streß für mich, Irrsinn wie, schwitzte wie kein Ende, ließ aber nichts merken. «Nicht boring sein, jetzt trinken wir was, Misterman Leo the Writer, jetzt gehts los!»
Aber er riß sich weg und lief zur Rezeption und: «Zimmer 305», und Schlüssel. Ich sag euch das so genau, weil ich gute Ohren und weiß, wie wichtig Exaktheit im Forum ist und sichere Info und Datenzeug, wo immer man was weiß. Hab später viel nachgedacht, aber sicherklar, kein Zweifel, 305. Habs doch gehört!
Dann Leo zum Lift, und zwar so schnell, daß ich ihm nicht nachkonnte, bin halt nicht so quick. Neben mir die

Frau zu dem Krawatten-Typen: «Wie schade. Das war aber wirklich ganz toll.» Drauf der: «Na ja, er ist ziemlich unsympathisch.» Und der dritte: «Mir wars fad.» Und die Frau wieder, zu mir: «Wer sind aber Sie?»
Ich wollt nicht reden mit denen. Also kein Wort und weg, ging zur Bar, bestellte einen Whiskey. Dann noch einen. Ging ja auf Firmen-Bill. Noch einen. Leute gingen vorbei, drehten mir die Köpfe zu, lachten. Wißt ihr, diese Menschen, die irgendwann ein Pistolengewehr nehmen und dann voller Container Blut, ich kann die schon verstehen. Bin ich nur nicht der Typ für. Kenn mich nicht aus mit Weapons, wüßt auch gar nicht, woher nehmen leider. Ein Whiskey macht nicht viel bei mir, ich brauch schon ein paar, damit ich was spüre. Aber nach dem vierten gings downhill. Schwindel und Zunge schwer und Augen starr, eben das volle Trinkprogramm, kennt ihr ja, muß ich euch nichts sagen zu. Aber plötzlich war ich so traurig. Und wußt gar nicht mehr, was tun.
Lara Gaspard. Jetzt oder nie. Stand also auf (schon ohne Alkoholconfusion nicht leicht), nahm den Lift und in den dritten Stock. 305.
Klopfte an. Nichts.
Klopfte lauter.
Nichts.
Schlug mit der Faust.
Stand plötzlich ein Zimmer-Mädchen neben mir. Ich natürlich totaler Schreck und sorry und Irrtum und will schon gehen, aber sie: «Haben Sie sich ausgesperrt?»

Und ich gleich: «Klar!» Weil wenn nötig, kann ich schnell thinken, da ist Spock ein Affe gegen. Sie also Kärtchen durch Schlitz, Beep, Tür offen, und ich drin. Machte Licht. Alles leer, Bett nicht berührt, Leo nicht zu sehen. Schweißausbruch. Ich hatte ja gedacht, mehr geht nicht, aber wißt ihr was? Beim Schwitzen ist immer noch was drin. Leo Richters Zimmer, dachte ich. Guckte rum, öffnete Schubladen, Schränke. Lara Gaspards Zimmer. Wars ja irgendwie auch. Mein Gott.
In den Schränken das übliche Zeug. Unterwäsche, ein Laptop (fuhr ihn hoch, aber er verlangte Passwort), paar Bücher: Platon, Hegel, Baghavadgita. Braucht man ja nicht, steht doch alles in Was uns die Denker sa9en von Auristos Blancos, aber viel klarer und leichter zu überziehen. Ich hockte mich aufs Bett. Hört mal, ich will nichts bullshitten, ich war so durch den Wind. Und hatte natürlich auch Angst: Wenn Leo jetzt rein käme, der wär im Stande und ruft Hilfe. Aber irgendwie mußte ich ihm auffallen. Mußte in die Geschichte. Denn was hatte ich sonst? Die Chance käm ja nicht mehr. Ich hätte ihm sogar Fresse gegeben, wenn das geholfen hätte, aber er war doch nicht da. Als ich mich umguckte, sah das Zimmer schon aus, na frage nicht. Irrsinn wie: Schubladen heraus, Zettel verstreut, Computer auf dem Boden, Screen wahrscheinlich kaputt. Seiten aus dem Papierblock gerissen und rundgeknüllt. Bettdecke auf dem Teppich, im Badezimmer alles auf den Fliesen, Glasscherben. War ich das gewesen? Könnt ihr jetzt glauben oder nicht, aber: Ich konnt es ein-

fach nicht sagen. Dann lag ich noch etwas in seinem Bett. War so weich. Weinte lange ins Kissen. Dachte an Lara. Dann schnell hinaus. Den Gang entlang, zum Lift, hinunter in mein Zimmer. Kam grad noch zum Bett. Beine knickten ein, und da lag ich, und die Zimmerdecke drehte sich über unter über unter mir, alles war mit allem vermischt, Herrgott, hatte ich gesoffen.
Ich wachte auf vom Kopfpochen. Alles naß, Klopfen hinter der Stirn und in meinem Mund ein Geschmack, als wär drin ein Tier krepiert. Sieben Uhr morgens. Auf dem Telefon neun Nachrichten von Mutter. Ich hatte wieder in den Kleidern geschlafen. Und mit Klick und Klick kam alles zurück.
Ich mußte mit ihm sprechen. Das eben wars: Mit ihm sprechen, alles zugeben, so wies gewesen war, so wie ichs euch jetzt erzählt hab. Egal, was er dann tun würde, dem könnte er nicht widerstehen, das war doch eine Geschichte. Mein Eintritt in die Story. Gleich jetzt, beim Breakfast.
Ich also in den Frühstücks-Raum und warten. Aß Toast, aß Müsli, aß Rührei. Trank Kaffee. Blätterte in zwei Zeitungen. Kenn die Abendnachrichten ja nicht auf Papier, nur online, war interessant, gab eine nicht schlechte Tech-Seite, aber die erinnerte mich bloß daran, daß ich nicht Internet konnte, und legte sie schnell weg. Aß ein paar Semmeln, zwei Würstchen, etwas Lachs, Stück Salami, zwei Marmelade-Toasts, noch Rührei. Mutter macht ja kein gutes Breakfast. Sagt immer: «Machs selbst, kaufs

selbst, wenns nicht paßt!», und so weiter. War so nervös. Gleich würde er kommen.
Kam aber nicht. Bloß Nerds von gestern, die zu mir guckten und grinsten und tuschelten. Ich schwör euch: Wär ich so ein friedlicher Mensch nicht, dann irgendwann echt Pumpgun, Hölle, Kopfschuß und Feuerrnord, aber der volle Heinrich.
Schließlich ging ich in die Halle. Die Frau hinterm Rezeptionstisch schüttelte gleich den Kopf: Nein, nichts, noch kein Internet!
«Will Leo Richter sprechen!»
«Der ist nicht mehr hier.»
«Was?»
«Gestern abend abgereist.»
Okay, und dann war ich ein bißchen zu laut. Ich hätt nicht auf den Tisch hauen sollen, jedenfalls nicht mit beiden Fäusten. Hätt sie auch nicht fragen dürfen, wessen Zimmer ich dann eigentlich ... Zum Glück überzog sie gar nichts, und ich verstummte rechtzeitig, bin ja nicht hirnverwest, fragte noch mal, ob kein Irrtum möglich, zwang sie zum Nachsehen. Dann machte ich mich vom Feld und rief Mutter an.
So allein, sagte sie. Den ganzen Tag geweint. «Machst du das jetzt immer? Hast du ein Weibsmensch?»
Keine, versprach ich. Nirgendwo!
«Glaub dir nicht.»
Ich begann auch zu weinen. Ich weiß, das klingt peinlich wie Irrsinn. Aber ich erzähls doch, weil ihr kennt

mich ja nicht und wißt nicht, wer ich bin. Einfach so, dort in der Lobby.
Schon gut, sagte sie, schon gut. «Glaubs dir ja doch. Aber versprich, das nie wieder zu tun. Das ganze Wochenende allein zu Haus. Nie wieder, ja?»
Ich versprachs.
Und, ja bitte warum denn nicht? Konnte ich doch ruhig. Würde denn je wer andrer mit mir sein wollen? Wenigstens hatte ich jetzt was fürs Prominentenspotforum. Aber ich merke schon, auch das hat keine Punchline, keinen Höhe-Punkt, keine Pointe, nichts. Auch daraus wird keine Story. Denn ich werde Leo nie mehr sehen. Im literaturhaus-Forum hab ich geschrieben, daß seine Bücher Müllmist sind, und bei Amazon, na frage nicht. Aber das bringt nichts, das liest der doch nie.
Die vom Hotel wollten mir nichts geben, keine Adresse, keine Nummer. Er wird nichts über mich schreiben, ich werde Lara nie treffen. Reality wird alles sein, was es fur mich gibt: Job und Mutter daheim und Boss und die riesen Sau Lobenmeier, und als einziges Escape Foren wie hier. (Immerhin bin ich kein Troll wie lordoftheflakes, kein Trottel wie icu_Iop oder praY4us.) Ich hab fur immer nur mich. Immer bloß hier, auf dieser Seite, auf der andren: never. Keine andre Welt. Morgen früh wieder zur Arbeit. Die Wettervorhersage ist schlecht. Wär sie gut, mir wärs auch egal. Alles geht weiter wie immerschon immer. In einer Geschichte, das weiß ich jetzt, werde ich nie sein.

Wie ich log und starb

Ich lernte Luzia an einem Mittwochabend kennen, auf einem Empfang des Amtes zur Regulation von Telekommunikationslizenzen, und von diesem Tag an wurde ich zum Betrüger und Verlorenen.
Seit neun Jahren lebte ich mit Hannah zusammen - im Prinzip wenigstens, denn sie wohnte mit unserem Sohn sowie der winzigen Tochter, einem etwas unheimlichen Kleinkind, in einer friedlich eintönigen Stadt an einem süddeutschen See, wo ich geboren war und nun die Wochenenden verbrachte. An den Arbeitstagen aber weilte ich zurückgezogen in jener grauen Siedlung nahe Hannover, die das mich beschäftigende Unternehmen ausgewählt hatte, um dort seine Zentrale zu errichten. Hannah war ein wenig älter als ich, und sie kam allein gut zurecht. Ich bedeutete ihr damals nicht mehr sehr viel- das wußte

sie, und ich wußte es auch, und jeder wußte, daß der andere es wußte. Aber sie war nun einmal Hannah, wir hatten ein schmatzendes Baby daheim, und mir war sofort klar, daß Luzia das nicht erfahren durfte.
Ich beschreibe sie später, bei Gelegenheit. Hier sei nur angemerkt, daß sie groß war und dunkelblond und daß ihre Augen braun und rund waren wie die eines Hamsters: schimmernd, nie mehr als ein paar Sekunden auf einen Punkt gerichtet, ein wenig ängstlich. Ich bemerkte sie, als sie erst ihr Glas auf den Boden fallen ließ und gleich darauf eine sinnlos auf einem Podest herumstehende Blumenvase zerbrach. Sie trug ein ärmelloses Kleid, die Haut ihrer Oberarme war makellos, und schon als ich sie dort über den Scherben stehen sah, wußte ich, daß ich lieber sterben würde, als darauf zu verzichten, sie anzufassen, meinen Atem mit dem ihren zu mischen und aus der Nähe zu sehen, wie ihre Augen sich nach innen drehten.
Sie war Chemikerin. Ich verstand nicht, was sie tat; es hatte mit Kohlenstoff zu tun, mit der Synthese von irgendwas, offenbar am Rande sogar mit Kernfusion, der Gewinnung von Energie aus nichts. Ich nickte viel, sagte: Aha, ja, sicher doch, und beugte mich dabei vor, um ihr Parfum zu riechen. Als sie fragte, wovon ich lebte und was mich hierher verschlagen hätte - ich wußte nicht, ob sie die Stadt meinte oder diesen Empfang -, mußte ich nachdenken, bevor ich in der Lage war zu antworten: Die Zusammenhänge, aus denen mein Dasein bestand, schie-

nen jetzt so fremd und fern wie das Wetter auf der anderen Seite der Welt.
Ich war - damals noch, denn heute bin ich arbeitslos, und die Wahrscheinlichkeit, daß noch eine Firma mich einstellt, ist nicht groß - Leiter der Abteilung für Nummernverwaltung und Nummernzuweisung in einer der großen Telekommunikationsfirmen. Das mag langweilig klingen, aber in Wirklichkeit ist es langweiliger. An meiner Wiege war es nicht gesungen worden, auch meine Mutter hatte das nicht erwartet, wenn sie von ihres Sohnes glänzender Zukunft gesprochen hatte. Ich spielte einst gut Klavier, ich konnte leidlich malen, und alle Fotos zeigen mich als hübsches Kind mit klugen Augen. Aber die Welt bricht fast jeden, und warum hätten ausgerechnet meine Träume wirklich werden sollen, Bücherlesen ist kein Beruf, hatte mein Vater gesagt, und so empört ich einst darüber war, werde ich, wenn meine Kinder in das Alter kommen, ihnen nichts anderes sagen: Bücherlesen ist kein Beruf. So studierte ich Elektrotechnik mit dem Schwerpunkt mobiler Kommunikation, lernte über die damals noch analogen Mobiltelefone (eine Ewigkeit scheint es her), über SID- und MIN-Codes und all die Methoden, eine Menschenstimme in Millionstelsekunden um die Welt zu schicken, begann zu arbeiten und gewöhnte mich an die nach Ozon und Kaffee duftende Trägheit der Büronachmittage. Ich hatte zunächst über flinf, dann über sieben und zuletzt über neun Leute zu bestimmen, stellte mit Verblüffung fest, daß Menschen nicht zusammen-

arbeiten können, ohne einander zu hassen, und daß man ihnen nichts anordnen kann, ohne von ihnen verabscheut zu werden, begegnete Hannah, die ich mehr liebte als sie mich, wurde Leiter einer Abteilung und dann versetzt in eine andere Stadt; das nennt man Karriere. Ich verdiente gut, ich war sehr einsam, ich las abends lateinische Bücher mit Hilfe eines Wörterbuchs oder sah mir im Fernsehen die Komödien mit dem lachenden Geisterpublikum an und akzeptierte den Umstand, daß das Leben ist, was es ist, und daß man sich einiges aussuchen kann, das meiste aber nicht.

Und nun stand ich vor Luzia, mein Herz trommelte absurd, und ich hörte mir selbst dabei zu, wie ich detektivisch einkreisende Fragen stellte, um herauszufinden, ob sie Familie hatte oder ob es sonst jemanden gab in ihrem Leben; ob da also eine Chance war, irgendwann oder besser noch bald oder am besten gleich an diesem Abend meine Lippen auf die kleine Vertiefung oberhalb ihres Schlüsselbeins zu drücken. Sie lachte dann und wann, hob und senkte ihr Glas, und ich sah ihren langen Hals und das Spiel der Muskeln unter der Haut ihrer Schulter und das des Lichts auf dem Seidenglanz ihrer Haare, und durch den Rand meines Blickfelds bewegten sich schattenhafte Gestalten. Gläser klirrten, Leute lachten, Sätze wurden gesprochen, und irgendwo hielt jemand eine Rede, aber das interessierte mich nicht mehr. Sie sei, sagte Luzia, erst seit kurzem hier, und es gefalle ihr, nun ja, ehrlich gesagt gar nicht; dann lachte sie leise, und ich war

nicht sicher, ob sie mir wirklich einen herausfordernden Blick zugeworfen hatte oder ob es eine Täuschung gewesen war, entstanden aus dem schlechten Licht und meiner Erregung.
«Haben Sie ein Telefon?»
«Ja», sagte ich überrascht. «Wollen Sie jemanden anrufen?»
«Nein, es läutet.»
Ich tastete nach meiner Tasche und holte das Gerät hervor. Tatsächlich wurde die Musik, die ich schon seit einer Weile gehört hatte, lauter. Auf dem Bildschirm stand Hannahs Name. Ich drückte die Auflegetaste. Luzia sah mich amüsiert an. Ich begriff nicht, warum. Mir wurde heiß, ich hoffte, daß ich nicht auch rot geworden war.
dch habe meines erst seit kurzem», sagte sie. dch finde es unheimlich. Es nimmt die Wirklichkeit aus allem.»
Ich brauchte eine Sekunde, um zu verstehen, daß sie von ihrem Mobiltelefon sprach. Ich nickte und versicherte, daß sie völlig recht habe. Ich hatte keine Ahnung, was sie meinte.
Nur wenige Gäste waren noch da, ihre Gläser in den Händen, gut verteilt über den Raum, und ich fragte mich, warum sie eigentlich bis jetzt geblieben war und warum immer noch hier bei mir. Ich sagte, wir könnten noch anderswo etwas trinken, die alte und verbrauchte Formulierung, und sie, als verstünde sie nicht oder als wüßte ich nicht, daß sie sehr wohl verstand, oder als wüßte sie nicht, daß ich es wußte, sagte: Ja gerne.

Und so gerieten wir in eine nicht eben einladende Bar, und Luzia sprach, und ich nickte, und dann und wann sprach ich ebenfalls. Der Raum schien sich langsam zu drehen, ich nahm sehr stark ihr Parfum wahr, und als sie wie aus Versehen meinen Oberarm berührte, lief ein elektrischer Schlag durch meinen Körper, und als ihre Hand meine Taille streifte, wich sie nicht zurück, und als ich ihr irgendwann so nahe kam, daß ich die Äderchen auf dem Grund ihrer Iris sehen konnte, wurde mir klar, daß dies nicht mehr bloß Wunsch und Traumbild war wie sonst, auch keine aus meiner Einsamkeit erstandene Phantasie, sondern daß es wirklich geschah.
«Wohnst du in der Nähe?» fragte sie.
In diesem Moment läutete mein Telefon.
«Schon wieder?»
«Ein Freund. Hat viele Probleme. Ruft zu den seltsamsten Zeiten an: morgens, mittags, nachts.» Ich war damals noch nicht versiert im Lügen, und doch: Während ich es sagte, sah ich ihn in seinem ganzen Elend vor mir. Traurig und besoffen, unrasiert, geschlagen vom Leben und durstig nach meinem Rat.
«Der Arme», sagte sie lächelnd. «Du Armer.»
«Aber ja», antwortete ich, noch auf ihre Frage von vorhin. «Ganz in der Nähe.»
Es war dann doch ziemlich weit, die Taxifahrt dauerte fast eine halbe Stunde, und wir saßen verlegen und fremd nebeneinander, ohne zu sprechen. Der Fahrer rauchte, aus dem Radio drang orientalisch gurrende Musik, und

draußen standen zerlumpte Leute unter sinnlos in die Nacht blinkenden Ladenschildern. Es war kalt, und die Situation kam mir auf einmal lächerlich vor. Mir fiel ein, daß mein Bett nicht gemacht war, und ich fragte mich, wie ich es anstellen sollte, den Plüschelefanten zu verstecken, der seit meinem zehnten Jahr jedes meiner Schlafzimmer bewohnt hatte. Noch im Stiegenhaus schien das Problem mir fast unlösbar. Aber dann bemerkte sie ihn gar nicht, und das unordendiche Bett machte ebensowenig einen Unterschied wie die vielen gebrauchten Teetassen, die sich auf meinem Eßtisch aufreihten, denn wir fielen schon in der Tür übereinander her.
Ich war außer Übung und fand, als sie meinen Rükken an die Wand drückte und ihre Lippen auf meinen Mund, die Luft zum Atmen nicht mehr. Ihre Hände umklammerten meinen Hals, ihr Knie schob sich zwischen meine Beine, neben mir stürzte ein Buch zu Boden, dann zerrte sie mich, ich hörte meinen Hemdkragen reißen, in die Mitte des Zimmers und stieß mich so fest gegen den Tisch, daß zwei der leeren Tassen herunterfielen. Ich umschlang sie und preßte sie an mich, aus Begierde teils und teils, damit sie nicht noch mehr Schaden anrichtete, und für einige Sekunden, die mir bis heute wie aus der Zeit gehoben scheinen, sah ich ihre Augen wenige Zentimeter vor den meinen, und ihr Geruch umgab mich, und wir atmeten gemeinsam. Vielleicht ist jetzt der Moment, zu unterbrechen und sie zu beschreiben.
Sie war einen halben Kopf größer als ich und hatte

die breiten Schultern von Menschen, die außerhalb der Städte aufgewachsen sind - ganz anders als meine dunkle, fragile Hannah. Alles an ihr war stämmig; bloß ihre Gesichtszüge waren fein, ihre Brauen dünn geschwungen, die Lippen nicht zu voll. Ihre Brüste waren größer und runder auch als die der fernen Frau, an die ich nun nicht denken durfte. Ob sie schön war? Ich hätte es nicht zu entscheiden vermocht, ich weiß es noch immer nicht, sie war einfach sie, und ich begehrte sie eben darum so sehr, daß ich ohne Zögern ein Jahr meines, ihres, jedes Lebens gegeben hätte für das Vorrecht, sie zu berühren, und daß jener Augenblick, als ich nun wirklich, sie sog die Luft ein, meine Lippen auf ihr Schlüsselbein drückte, mein Dasein in zwei Hälften schnitt: ein Davor und ein Danach, für alle Tage.

Eine Stunde später waren wir noch immer nicht müde. Vielleicht war es auch schon mehr, vielleicht viel kürzer: Die Zeit schien vor- und zurückzuschnellen, warf Schleifen und Verschlingungen wie ein sich aus der Spule rollender Film, und ich wußte im nachhinein nicht mehr, ob nur mein unordentliches Gedächtnis schuld oder ob die Wirklichkeit selbst in Verwirrung geraten war. Eine Erinnerung zeigt mich ausgestreckt, während ihr Körper sich über mir erhebt, silbrig weiß vor dem matten Licht im Fenster, die Hände auf meinen Schultern, den Kopf in den Nacken geworfen; in einer anderen liegt sie unter mir, die Hände in meinen Nacken gekrallt, den Blick von mir abgewandt, während meine Hand an ihr hinabgleitet

bis zu dem Punkt, der sie wimmern läßt wie in Verzweiflung oder Schmerz. Oder ich in sie und sie in mich und wir ineinander halb auf dem Bett und halb auf dem Boden so verschlungen, als wären wir ein einziges Wesen oder auch viele mehr, und ihre Hand in meinem Mund und meine Arme um ihre Hüfte, und genau in diesem Augenblick erschien und verblaßte wieder Hannahs Gesicht vor mir. Dann stehen wir aufrecht, und mein Hinterkopf prallt gegen die Wand, und ich trage ihr Gewicht ganz auf mir, und der Raum um uns zerfällt und setzt sich neu zusammen. Und just als sich eine weiche Erschöpfung auf mich legte, begann es von neuem, und eine Weile noch umklammerten wir uns und schwammen wie durch trägen Sumpf, weil wir nicht wollten, daß es endete. Aber am Schluß waren wir doch wieder zwei geworden, und es gab sie, und es gab mich, und ich hätte ihr gerne zugehört, als sie aus ihrem Leben zu erzählen begann, doch schon driftete ich in eine Ohnmacht ohne Träume.

In den frühen Morgenstunden ging es wieder los. War ich es, der sie wachrüttelte, oder holte sie mich aus dem Schlaf? Ich weiß es nicht und sehe nur mehr den bereits hellen, eigentümlich sauberen Himmel im Fenster. Ihre Haare auf dem Weiß des Kissens hatten im frühen Licht die Farbe geändert und spielten jetzt ins Rötliche, doch schon, sie seufzte auf, sanken wir beide zurück in den Schlaf und in die letzten Träume der fast vergangenen Nacht.

Als ich aufwachte, war sie angezogen, murmelte einen

Abschied, war zur Tür hinaus; sie mußte zur Arbeit. Und auch ich war spät dran. Ohne Frühstück lief ich zum Auto, und während ich wie jeden Tag im Achtuhrverkehr stand, rief ich Hannah an.
«Gestern? Langweilig! Die üblichen Bürokraten.»
Noch während ich es sagte, wunderte ich mich über zwei Dinge. Erstens darüber, daß die Menschen, selbst die nächsten und vertrautesten, es nicht merken, wenn man lügt. Das Klischee behauptet ja das Gegenteil und will, daß man sich irgendwie doch verrät und bei einem . unwahren Wort zu stottern und zu schwitzen beginnt, daß man seltsam klingt, daß die Stimme sich verändert. Aber Freunde, so ist es nicht. Und daß es nicht so ist, überrascht niemanden mehr als den Lügner selbst. Außerdem: Auch wenn es stimmte, auch wenn die Stimme sich verzerrte, auch wenn wir schwitzten, erröteten und zuckten, würde uns das nicht preisgeben, denn niemand achtet ja darauf. Die Menschen sind gutgläubig, sie erwarten keinen Betrug. Wer hört schon einem anderen zu, wer konzentriert sich aufs Gerede des Nächsten, alle sind doch mit den Gedanken anderswo.
«Du Armer. Diese Langweiler! Ich weiß nicht, wie du es aushältst.»
Ich hörte keine Ironie in ihrer Stimme. Und das war die andere Sache, die mich wunderte: Jeder spottet über Beamte, Bürokraten, Federfuchser und Papiertiger. Aber wir sind es doch selbst! Jeder von uns Angestellten fühlt sich als Künstler und Anarchist, als freie Seele, als gehei-

mer Wahnsinniger, der weder Zwang kennt noch Norm. Jedem von uns war einst das Himmelreich versprochen, und keiner will begreifen, daß er schon lange zu denen gehört, von denen er nie einer hat sein wollen, daß nichts an ihm mehr Ausnahme ist und daß ihn gerade das Gefuhl, anders zu sein, vollends Regel sein läßt.
«Und die Kinder?» Nun klang meine Stimme doch unsicher. Daß sie mich «du Armer» genannt hatte, genau wie Luzia am Vortag, hatte mich mit unerwarteter Wucht getroffen.
«Paul hat die Lehrerin beleidigt. Er ist aufsässig in letzter Zeit. Du mußt am Samstag mit ihm sprechen.»
«Samstag kann ich nicht heimkommen. Leider.»
«Ach.»
«Sonntag.»
«Na dann Sonntag.»
Ich sagte etwas von Terminen, unerwarteten Ereignissen und dem entsetzlichen Chaos im Büro. Ich sagte etwas von einem neuen Kollegen und den inkompetenten Mitarbeitern. Dann hatte ich das Gefühl, daß ich es übertrieb, und verstummte.
Meine Untergebenen erwarteten mich so ängstlich wie immer. Daß sie einander verabscheuten, verstand ich und konnte es nachvollziehen, daß sie mich haßten, lag in der Natur der Sache, denn auch ich spürte den heftigsten Widerwillen gegen meinen Vorgesetzten, einen gewissen Elmar Schmieding aus Wattenwil, aber warum in aller Welt diese Furcht? Ich hatte noch nie jemandem Schwierigkei-

ten gemacht, mir war egal, was sie taten. Ich kenne das System und weiß, daß selbst mittelgroße Fehler nichts erschüttern, nichts verändern, nichts zu bedeuten haben, sie ärgern diesen oder jenen Kunden, wir aber erfahren nie davon, und uns kümmern sie nicht.
Ich grüßte also Schlick und Hauberlan, klopfte Smetana auf die Schulter und rief ein überdeutliches «Hallo!» in das Zimmer, in dem Lobenmeier und Mollwitz einander gegenübersaßen. Dann setzte ich mich an meinen Schreibtisch und versuchte, nicht an Luzia zu denken. Nicht an ihre Haut, nicht an ihre Nase, nicht an ihre Zehen und auf keinen Fall an ihre Stimme. Es klopfte, und Mollwitz kam herein, schwitzend wie immer, beschwert von seinem grotesken Körperumfang, kleingewachsen, nackenlos, bedauernswert.
«Nicht jetzt!» sagte ich scharf. Blitzartig verschwand er wieder. Ich riefLuzia an. «Hast du Samstag Zeit?»
«Ich dachte, am Wochenende bist du nicht in der Stadt.»
«Wieso?» Ich erschrak. Woher wußte sie das, was hatte ich ihr gesagt? «Ich bin hier!»
«Gut», sagte sie. «Dann Samstag.»
Es klopfte, Lobenmeier trat ein und klagte, daß er Mollwitz nicht mehr aushalte.
«Nicht jetzt!»
Er könne, sagte Lobenmeier, viel ertragen. Aber irgendwann reiche es. Daß dieser Mensch gar nichts tue, gehe ja noch an. Daß er, statt zu arbeiten, manisch in Internet-

foren schreibe, lasse sich akzeptieren, ja sogar an seine Gewohnheit, unablässig leise vor sich hin zu schimpfen, habe er sich fast schon gewöhnt. Seine Körperhygiene aber sei mehr beziehungsweise weniger, als man einem anderen Menschen zumuten könne.
«Lobenmeier», sagte ich milde. «Gemach. Ich rede mit ihm, ich kümmere mich.»
Ich hätte ihn wohl zurechtweisen müssen, daß man so nicht über Kollegen spreche, aber ich brachte es nicht über mich, zumal Mollwitz in der Tat, vor allem gegen Ende des Tages, ganz gräßlich zu riechen pflegte.
Sonntag zur Mittagstunde betrat ich mein Reihenhaus in jener Stadt an dem tiefblauen See. Hannah war blaß, sie hatte Grippe. Paul hatte sich irgendeines Streits wegen in sein Zimmer eingeschlossen, die Kleine greinte mißgelaunt, und mir war so taumelig zumute, als wäre ich betrunken. Am ganzen Körper spürte ich noch Luzias Berührungen.
«Bis morgen?» hatte sie gefragt.
«Natürlich», hatte ich geantwortet, ohne nachzudenken.
Ich hatte da schon gewußt, ich würde etwas erfinden und sie täuschen müssen, aber zugleich erschien mir diese Lüge wie ohne Gewicht; nur dieses Zimmer und dieses Bett und die Frau neben mir hatten Bedeutung gehabt, und mein anderes Leben, Hannah, die Kinder, dieses Haus, war mir vorgekommen wie eine unglaubhafte Erfin-

dung - so wie eben jetzt, als ich nach langer Autofahrt am Tisch Platz nahm, eine Gummiente zur Seite schob und in die geröteten Augen Hannahs blickte, Luzia zu einem fernen Gespenst wurde. Ich lehnte mich zurück. Ich war daheim. Die Kleine tauchte ihren Löffel ins Kartoffelpüree, dann schmierte sie sich die gelbe Masse ins Gesicht. Das Telefon in meiner Tasche vibrierte. Eine Nachricht, Luzia wollte mich sehen, sofort.
«Was denn?» fragte Hannah. «Doch nicht am Sonntag?»
«Sie sind so inkompetent», sagte ich und tippte: notfall im büro, kollege, todesfall. Ich drückte auf die Sendetaste und wunderte mich, daß das Gefühl, geschwindelt zu haben, sich nicht einstellen wollte - als hätte ich dort wirklich ein zweites Ich zurückgelassen, das sich eben jetzt zur Wohnstatt des verunglückten Hauberlan (oder Mollwitz? vielleicht besser der) aufmachte. Ich nickte versonnen, strich der Kleinen über den Kopf und ging hinaus, um ein ernstes Wort mit Paul zu reden. Danach wollte ich Luzia eine E-Mail senden, in der stünde, wie ich in der Wohnung des Verstorbenen angekommen war und mit erzwungener Ruhe die ersten Verfügungen getroffen hatte. Nicht zu viele Details, nur die groben Umrisse, und dazu zwei oder drei scharf beobachtete Einzelheiten: eine schief in der Verankerung hängende Tür, eine Katze auf der vergeblichen Suche nach ihrem Milchschälchen, die Aufschrift auf der leeren Pillenschachtel. Wie merkwürdig, daß die Technik uns in eine Welt ohne feste Orte versetzt hat. Man

spricht aus dem Nirgendwo, man kann überall sein, und da sich nichts überprüfen läßt, ist alles, was man sich vorstellt, im Grunde auch wahr. Wenn niemand mir nachweisen kann, wo ich bin, ja wenn selbst ich mir darüber nicht vollkommen und absolut im klaren bin, wo wäre die Instanz, die entscheidet? Wirkliche und festgesteckte Plätze im Raum, die gab es, bevor wir kleine Funkgeräte hatten und Briefe schrieben, die in der Sekunde des Abschickens schon am Ziel sind.

Nachdenklich schaltete ich das Telefon aus, für den Fall, daß sie plötzlich anrief. Kein Empfang, würde ich sagen, das war immer glaubhaft; und weiß Gott, Netzausfalle gab es ständig, das wußte ich, das war mein Beruf, dafür war ich zuständig. Dann ballte ich die Faust, schlug an Pauls Tür und brüllte. «Aufmachen, junger Mann!»

Wie lange kann so etwas gutgehen? Erwartet hätte ich drei Wochen, vielleicht einen Monat der Gefahr, der Freiheit und des Doppelspiels. Doch dieser Monat verging, weitere Wochen zogen ins Land, und immer noch war ich unentdeckt.

Wie ging das eigentlich früher vor sich? Wie log und betrog man, wie hatte man Affären, wie stahl man sich fort und manipulierte und richtete seine Heimlichkeiten ein ohne die Hilfe hochverfeinerter Technologie? Ich hatte die Zeit ja noch erlebt. Und doch konnte ich es mir nicht mehr vorstellen.

Ich schickte Hannah Nachrichten, die vorgaben, aus

Paris und Madrid, aus Berlin, Chicago und eines denkwürdigen Tages aus Caracas zu kommen: Ich beschrieb schmutzgelbe Luft und von Autos wimmelnde Straßen in einem hektisch erregten Absatz, den ich in Luzias Küche auf meinem Laptop komponierte, während sie in Slip und ohne Schuhe am Herd stand und der Herbstregen vielfingrig an die Scheiben trommelte. Sie stieß eine Tasse Kaffee herunter, Scherben splitterten über den Boden, die schwarze Flüssigkeit bildete ein Rorschachmuster.
«Was schreibst du?»
«Einen Report für Longrolf von der Revision.»
Und als ich ihr dann vom armen Longrolf erzählte (drei Kinder, vier Frauen, ein Alkoholproblem, inzwischen log ich aus Gewohnheit und erfand auch ohne Grund), sah ich schon vor mir, wie ich vier Tage später von meinem Eßzimmer aus, während die Kleine über den Teppich kriechen und Hannah nebenan auf dem aus Sicherheitsgründen nie von mir benutzten PC Ferienfotos bearbeiten würde, die uns vier an einer trüben Meeresküste zeigten, an Luzia einen Bericht von meiner Konferenz mit ebenjenem Longrolf schreiben müßte: die Tristesse der Chefetage, die Intrigen von Büro zu Büro, Longrolfs hämische Miene und Smetanas Schweinegesicht, ach wie traurig das alles, und wie gerne wäre ich, Liebste, bei dir. Um dann vors Haus zu schleichen (»Ich bringe den Müll raus!»), mich im Windschatten an die Mauer zu lehnen und mit dem mobilen Telefon bei ihr anzurufen und zu erzählen, wie ich es doch fertiggebracht hätte, mich

für einen Moment ins Stiegenhaus abzusetzen, um ihre Stimme zu hören.
Eine Lüge? Natürlich, aber hatte ich nicht wirklich all die Zeit an sie gedacht, verzehrte sich nicht mein ganzes Wesen nach ihrer Nähe, konnte ich denn nicht tatsächlich, während ich mit den Kindern spielte oder mit Hannah immergleiche Gespräche über Steuern, Wasserkosten, den Kindergarten und die Hypothek führte, an nichts denken als an ihren Körper, ihr Gesicht und ihre leicht rauhe Stimme? Was machte es für einen Unterschied, ob Longrolf mich fernhielt oder eine halb entfremdete Gefährtin mit zwei lauten, mich wie einen Fremden betrachtenden Kindern, deren Existenz mir, solange ich bei ihnen war, wie das Produkt eines wirren Traums vorkam? So wie mir umgekehrt, wenn ich mich in Luzias Badezimmer einschloß und bei laufendem Wasserhahn mit Hannah und dann auch dem Jungen telefoniert hatte (»Rauschen? Das ist die schlechte Verbindung!»), meine entfernte Familie so nahe und lieb war wie sonst nie und Luzia drüben im Bett plötzlich ein so lästiges Hindernis wie eben jener öde Kongreß, bei dem zu sein ich gerade am Telefon behauptete. Ich liebte sie doch beide! Und am stärksten immer die, bei der ich gerade nicht war, mit der ich nicht sein konnte, von der die andere mich fernhielt.
Mir kam der Verdacht, daß ich verrückt war. Ich wachte spätnachts auf, horchte auf die Atemzüge der Frau neben mir und fragte mich für bange Sekunden nicht so sehr, welche von beiden sie, sondern wer eigentlich ich gerade

sein sollte und in welchem Irrgarten ich mich verloren hatte. Nur ein Schritt nach dem anderen, keiner groß, keiner schwierig, aber unversehens war ich so tief darin, daß ich den Ausgang nicht mehr sah. Dann schloß ich die Augen, lag still und überließ mich der eisig aufsteigenden Panik. Doch bei Tag, wenn ich mich erhob und in die jeweilige Rolle fand, als hätte ich keine andere, schien alles wieder leicht und fast normal.

Zwei Tage vor dem Kongreß der europäischen Telekommunikationsanbieter saß ich in meinem Büro und telefonierte mit dem bestellten Babysitter. Hannah und ich wollten gemeinsam fahren, endlich hätten wir wieder einmal Zeit füreinander. Meine Präsentation sollte kurz sein und verlangte keine Vorbereitung, und das Hotel versprach Luxus und Heilbäder. Als ich auflegte, sah ich, daß eine E-Mail von Luzia eingetroffen war. Eine Zeile nur: Dein Kongreß. Ich komme mit.

Ich rieb mir die Augen und dachte wie jeden Tag und jede Stunde daran, daß früher oder später alles explodieren würde und daß eine flammende Katastrophe auf mich zuraste.

Lieber nicht, schrieb ich, viel Arbeit, schreckliche Leute.

Dann erst begriff ich.

Wenn Luzia von dem Kongreß wußte, denn ich hatte nichts erzählt, so kannte sie jemanden, der auch dort sein würde. Dann konnte ich also nicht mit Hannah reisen; zu groß war die Gefahr, daß Luzia davon hörte.

Und umgekehrt? Wenn ich nun Luzia mitnahm? Hannah kannte wenige meiner Kollegen. Sie war nur selten in dieser Stadt, und mein Beruf hatte sie begreiflicherweise nie interessiert. Aber das Risiko war zu groß. Einen Moment lang haßte ich sie beide.
Ich rief Hannah an.
«Ach schade!» Sie klang geistesabwesend, irgend etwas nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich sah sie vor mir: konzentriert in ein Buch blickend, die Augen wach und träumerisch zugleich, und der Stand der Dinge - daß ich nicht bei ihr war, daß ich eine andere hatte und daß nichts so war, wie es sein sollte - trieb mir Tränen in die Augen.
«Es geht einfach nicht», sagte ich. «Muß bleiben. Zu viel los im Büro.»
«Wie du meinst.»
«Ein andermal, ja? Bald.»
Sie räusperte sich zerstreut. Aus dem Hintergrund hörte ich plätschernde Radiomusik. «Ja ja, ist gut.»
Auf meinem Bildschirm tauchte Luzias Antwort auf: Unsinn, das wird lustig. Ich muß auch mal raus. Wenn du dort bist komme ich auch. Kein Widerspruch! «Sei nicht traurig», sagte ich.
«Ich verstehe schon», sagte Hannah. «Ich verstehe.»
Ich legte auf. Mit Luzia würde es schwieriger sein, denn sie wollte immer Dinge über meine Arbeit wissen. Warum bloß, nicht einmal ich selbst wollte das! Aber die Abteilung mußte vertreten werden: Führe ich allein, so käme

Luzia, führe ich mit Luzia, so würde es Hannah erfahren, führe ich mit Hannah, so hörte Luzia davon; daraus ergab sich ein einziger Schluß. Ich rief Lobenmeier zu mir. Unmöglich, sagte der. Parisausflug. Lange schon geplant. Idee seiner Frau. Hochzeitstag.
Ich rief nach Schlick.
Ausgeschlossen! Eltern, Geburtstag, große Feier, einziger Sohn dürfe nicht fehlen. Außerdem habe die Familie einen Bauernhof, und auf dem sei die Viehpest ausgebrochen.
Ich verstand den Zusammenhang nicht, aber seufzend ließ ich ihn gehen und rief Hauberlan, der aber eine nicht mehr stornierbare Schiffspassage gebucht hatte, um schottische Inseln zu umkreisen. Smetana war krankgeschrieben, und meine Sekretärin, aus lauter Verzweiflung hätte ich sogar sie entsandt, war schon seit Monaten angemeldet für die Teilnahme an der nationalen Paintball-Meisterschaft in einem niedersächsischen Dorf. Unter keinen Umständen konnte sie für mich einspringen. Es war also nicht zu vermeiden. Es gab nur noch eine Möglichkeit.
Wird nichts draus, schrieb ich. Muß Mollwitz schicken. Er hat Freunde bei der Geschäftsführung, er ist zu einflußreich ge
den. Das Tippen fiel mir schwer, meine Hände bebten - vor Aufregung natürlich, aber auch vor Wut auf Mollwitz und seine Intrigen. Bin machtlos. Tut mir so leid.
Mollwitz, antwortete sie sofort. Ist der nicht gestorben?
O Gott. Ruhig atmen, dachte ich, ganz ruhig. Flucht nach vorne. Das war einer, der genauso hieß. Komischer Zufall

Ich sah auf, Mollwitz stand in der Tür. «Sie haben es geschafft!» herrschte ich ihn an. «Morgen fahren Sie los.»
Er schwitzte noch stärker als sonst. Seine winzigen Augen zuckten unruhig. Er schien in letzter Zeit noch zugenommen zu haben.
«Spielen Sie nicht den Überraschten. Sie vertreten beim Kongreß unsere Abteilung. Klug gemacht, schlau eingefädelt, ich gratuliere.»
Mollwitz schnaufte. Morgen, sagte er leise, sei nicht so gut. Er habe viel zu tun. Er reise nicht gern. Wie er beim Reden schmatzte!
«Man kann es auch übertreiben! Sie wissen, daß Sie hinwollen, ich weiß es, und in der Etage über uns» - ich hob den Zeigefinger - «weiß man es auch. Sie werden es weit bringen, mein Lieber.»
Er warf mir einen flehenden Blick zu, dann trollte er sich. Ich stellte mir vor, wie er jetzt nebenan gleich einer großen Kröte hinter seinem Schreibtisch saß und leise schimpfend in irgendwelchen Foren schrieb.
Ich rief Luzia an.
Aber das sei doch nicht schlimm, sagte sie sofort, das mache nichts, das solle ich mir nicht zu Herzen nehmen.
Ich nickte stumm, schon fühlte ich mich besser. Sie war so gut darin, mich zu trösten.
Als Luzia anrief, um mir zu sagen, daß sie schwanger sei, war ich mit den Kindern im Freibad. Die Sonne spielte auf der zitternden Wasserfläche, Lichtreflexe zerliefen in der

Tiefe, die Welt schien durchwirkt von Helligkeit. Kinderkreischen, spritzendes Wasser, der Geruch nach Kokosöl, Chlor und Rasen.
«Was?» Ich hob meine Hand zur Stirn, aber mein Arm bewegte sich nur mit Verzögerung, und meine Finger schienen mit Watte umkleidet. Meine Knie waren so weich, daß ich mich setzen mußte. Ein fettes kleines Mädchen trabte heran, stieß gegen mich, fiel um und begann zu weinen. Ich blinzelte. «Das ist großartig», hörte ich mich sagen.
«Ja?» Sie schien mir nicht ganz zu glauben, und auch ich selbst glaubte mir nicht recht. Und doch: Warum stieg solche Freude in mir auf? Ein Kind - mein erstes! Noch nie hatte ich so stark gespürt, daß ich aus zwei Menschen bestand oder vielmehr, daß ich mich in zwei Möglichkeiten ein und desselben Lebens gespalten hatte. Drüben, jenseits des Beckens, kroch meine Tochter über den Rasen. Weiter hinten lehnte mein Sohn, gewollt lässig und in der Hoffnung, daß ich ihn nicht sah, im Gespräch mit zwei gleichaltrigen Mädchen.
«Ich weiß aber nicht, ob ich ein guter Vater sein kann», sagte ich leise. Ich stockte, mir fiel das Sprechen schwer.
«Ich will es versuchen!»
«Du bist wunderbar. Weißt du, damals als ... Wo bist du eigentlich, das ist ziemlich laut!»
«Auf der Straße. Gar nicht weit von deinem Büro. Am liebsten würde ich zu dir kommen ... »
«Tu es doch!»
« ... aber ich kann nicht. Ein Termin.»

«Damals, als ich dich kennengelernt habe. Ich hätte das nicht gedacht! Du wirktest wie einer, auf dem eine Last liegt und der zugleich ... Wie soll ich sagen? Einer, der sich immer zwanghaft gerade hält. Ich wollte dir nicht glauben.» Sie lachte. «Ich dachte, du wärst nicht ehrlich.»
«Seltsam.» Meine Tochter bewegte sich auf den Beckenrand zu. Ich stand auf.
«Wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß ich ausgerechnet mit dir -"
Die Kleine war zu nahe am Wasser. «Kann ich dich zurückrufen?» Ich ging schnell auf sie zu.
«Aber was meinst du, wieso -»
Ich drückte die Auflegetaste und begann zu laufen. Spitze Grashalme stachen in meine nackten Füße. Ich sprang über zwei daliegende Kinder, wich einem Hund aus, stieß eine Frau zur Seite und fing meine Tochter einen Meter vor dem Wasser ab. Sie sah mich fragend an, dann überlegte sie einen Moment und begann zu weinen. Ich hob sie hoch und sprach ihr beruhigenden Unsinn ins Ohr. Melde mich später, tippte ich währenddessen ins Telefon. S-bahn, kaum empfang. Ich wollte es schon abschicken, aber dann fügte ich noch Ich freue mich so! hinzu. Ich blickte meiner Tochter ins Gesicht, und wieder einmal fiel mir auf, daß sie Hannah von Monat zu Monat ähnlicher sah. Ich blies ihr die Haare aus der Stirn, sie kicherte leise; schon wußte sie nicht mehr, daß sie gerade geweint hatte. Ich drückte die Sendetaste.

Mollwitz war völlig verwirrt zurückgekehrt. Er redete leise mit sich selbst, war kaum ansprechbar und wollte nicht verraten, was ihm zugestoßen war.
Früher oder später, sagte Hauberlan, habe das wohl so kommen müssen.
Seine Präsentation sei ein Desaster gewesen, sagte Schlick. Man spreche überall davon. Sehr peinlich für die Abteilung.
Es werde noch Schlimmeres erzählt, sagte Lobenmeier. Angeblich sei er in ein Hotelzimmer eingedrungen und habe-
«Jeder macht Fehler», sagte ich, und sie verstummten.
Es war ihnen ganz recht, daß mich nichts mehr interessierte. Ich hatte abgenommen, und auch für die Klassiker hatte ich keine Aufmerksamkeit mehr, Sallust schien mir geschwätzig, Cicero inhaltsleer, denn keiner von ihnen berührte die Frage, die mich unablässig beschäftigte und meinen Verstand drehte wie das Wasser ein Mühlrad - ob es nicht doch möglich war, zwei Häuser, zwei Leben, zwei Familien zu haben, eine dort, eine hier, ein Ich in dieser und ein anderes in der anderen Stadt, und zwei Frauen, deren jede einem nahe ist, als wäre sie die einzige. Es war nur ein Problem der Organisation, der fachkundig genutzten Fahr- und Flugpläne, der klug gefuhrten Korrespondenz, der vorausschauenden Gestaltung. Natürlich konnte es scheitern, aber es konnte doch auch ... Ja, es konnte funktionieren! Für eine kurze Weile. Oder auch lange.

Doppelleben: die Verdopplung des Lebens. Eben noch war ich nur ein bedrückter Abteilungsleiter gewesen. Wie hatte es dazu kommen können, daß ich sie plötzlich verstand: die Schreckgespenster der Illustrierten, all die Leute, die Geheimnisse hatten, einfach deshalb, weil es sich ohne sie nicht leben läßt, weil völlige Offenheit der Tod ist und ein einziges Dasein für den Menschen nicht reicht.
«Wie?» Ich zuckte zusammen. Lobenmeier stand vor mir. Hinter ihm Schlick. Ich hatte sie nicht kommen gehört. Dann erst wurde mir klar, daß es umgekehrt gewesen war: Die anderen waren aus dem Zimmer gegangen und nur diese bei den noch hier.
Schlick begann leise zu reden. Offenbar war etwas Furchtbares passiert: Ein Memo der Sicherheitsabteilung habe uns informiert, daß einige hundert Telefonnummern in der Datenbank ein falsches Freigabedatum zugeteilt bekommen hätten, so daß die Gefahr bestehe, daß sie, obwohl noch in Gebrauch, neu vergeben werden würden. Lobenmeier habe es an Mollwitz weitergereicht, der wiederum habe es zuerst zur Seite gelegt, weil er, wie sie nun festgestellt hätten, unbedingt vorher einen Bericht fürs Prominentenspotforum habe schreiben wollen.
«Für was bitte?»
Egal, sagte Lobenmeier, nicht wichtig jetzt. Jedenfalls sei es nun passiert, und einige Dutzend Neukunden hätten schon existierende und eigentlich für den Nummernpool gesperrte Telefonnummern bekommen. Die Presse

werde darüber berichten, und es seien schon mindestens zwei Klagen wegen Geschäftsschädigung anhängig. Bei unserer Abteilung liege die Hauptschuld.
Der Schirm meines Mobiltelefons leuchtete auf. Hannahs Name und darunter: Wir kommen dich besuchen! Mein Puls begann zu rasen.
«Darüber reden wir später!» Ich stand auf.
Verzeihung, sagte Lobenmeier, aber dazu sei die Lage zu ernst. Das könne -
Werde, sagte Schlick.
Lobenmeier nickte. Werde einige Leute den Job kosten.
Ich drückte ein paar Tasten, aber da war keine Nachricht. Konnte ich mir das eingebildet haben? Hatte ich sie aus Versehen gelöscht? Ich mußte das wissen, es war entscheidend, daß ich keinen Fehler machte.
«Bin gleich zurück», rief ich und lief hinaus, den Gang entlang, zum Lift, der mich summend nach unten trug, durch die Halle auf die Straße. Das eben ist es, dachte ich, das widerfährt mir nun. Nicht an den Umständen scheitert man, auch nicht am Pech, sondern an den Nerven. Man scheitert daran, daß man den Druck nicht erträgt. Deshalb kommt alles zutage, früher oder später.
Ich drehte mich langsam um mich selbst. Ich bemerkte, daß Passanten sich nach mir umschauten, daß auf der anderen Straßenseite ein Kind auf mich zeigte und von seiner Mutter weitergezogen wurde. Nimm dich zusammen, dachte ich, nimm dich zusammen, nimm dich doch zusammen, wenn du nicht versagst, kann es funktionieren,

aber du mußt dich zusammennehmen. Ich zwang mich, ruhig dazustehen. Ich sah auf die Uhr und versuchte auszusehen wie einer, der über die Termine des Tages nachdenkt. Kehr um, befahl ich mir, und geh wieder hinein. Fahr hinauf. Sie warten auf dich. Setz dich hinter den Schreibtisch. Rette, was zu retten ist. Unternimm etwas. Verteidige dich, lauf nicht davon. Du wirst nicht zusammenbrechen. Noch nicht.
«Ein Problem, lieber Herr?»
Neben mir stand ein ungewöhnlich dünner Mann mit fettigen Haaren, einer Hornbrille und einer grellroten Mütze.
«Bitte?»
«Das Leben ist schwer?» sagte er mit öligem Lächeln. Es klang eher nach einer Frage als einer Feststellung. «Jede Entscheidung ist hart, die Organisation des Alltags alleine schon so kompliziert, daß es die Stärksten unter uns in den Wahnsinn treiben kann. Sie stimmen zu, lieber Herr?»
«Was?»
«So vieles ist unserm Willen nicht unterworfen, aber manches kann man sich doch erleichtern. Ich verfUge über ein Taxi.» Er wies auf einen schwarzen Mercedes, der mit offener Tür neben uns stand. «Und dazu ein Wort zur Güte: Wenn es jemanden gibt, den Sie sehen möchten in dieser Stunde, rufen Sie ihn an. Das Leben ist so schnell vorbei. Und dazu gibt es doch die kleinen Telefone, dafür haben wir all dies Elektrische in den Taschen. Nicht wahr, lieber Herr?»

Ich begriff nicht, was er von mir wollte. Seine Erscheinung war abstoßend, aber seine Worte hatten eine beruhigende Wirkung auf mich. «Das ist kein Taxi!»
«Lieber Herr! Setzen Sie sich hinein, nennen Sie die Adresse, und Sie werden sehen, schon ist es eines.»
Ich zögerte, aber dann nickte ich und ließ mich in das weiche Leder der Rückbank sinken. Er setzte sich hinters Lenkrad, richtete umständlich den Fahrersitz ein, als wäre er selbst nicht gerade mit diesem Auto hierhergekommen, drehte am Rückspiegel und fingerte eine Weile am Zündschloß. «Ihre Adresse», sagte er sanft. «Bitte. Viel weiß ich, alles aber nicht.»
Ich nannte sie ihm.
«Und flugs sind wir da.» Er ließ den Motor an und steuerte hinaus in den Verkehr. «Sind Sie sicher, daß Sie nach Hause wollen? Nicht anderswohin? Niemand, den Sie aufsuchen möchten?»
Ich schüttelte den Kopf, holte mein Telefon hervor und wählte Luzias Nummer. «Komm zu mir!»
«Jetzt?»
«Jetzt.»
«Was machst du überhaupt hier? Ich dachte, du mußt die ganze Woche nach Zürich! Ist was passiert?»
Ich rieb mir die Stirn. Richtig, das hatte ich gesagt, damit ich am nächsten Tag übers Wochenende zu Hannah fahren konnte. «Das hat sich zerschlagen.»
«Wieder Mollwitz?»
«Wieder Mollwitz.»

«Ich komme.»
Ich legte auf und starrte auf den kleinen Bildschirm des Geräts. Und wenn Hannah doch hierher unterwegs war? Dann hatte ich genau das Falsche getan, dann durfte Luzia nicht in die Nähe meiner Wohnung. Ich mußte sofort anrufen - aber wen von den beiden eigentlich? Wie kam es, daß mir die Dinge schon entglitten? Der dünne Mann starrte mich aus dem Rückspiegel an. Mir war schwindlig. Ich schloß die Augen.
«Sie fragen sich, warum so vieles nicht geht, lieber Herr? Weil ein Mensch vieles sein will. Im wörtlichen Sinn. Er will viel sein. Vielfältig. Möchte mehrere Leben. Aber nur oberflächlich, nicht im Tiefsten. Das letzte Drängen, lieber Freund, zielt darauf, eins zu sein. Mit sich, mit allem.»
Ich öffnete die Augen. «Wovon reden Sie?»
«Ich habe nichts gesagt. Und hätte ich doch, wäre es nichts, was Sie nicht selbst wissen.»
«Ist das überhaupt Ihr Auto?»
«Sollte das tatsächlich eine dringliche Sorge von Ihnen sein?»
Ich schwieg, bis er vor meinem Wohnhaus hielt. Aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, daß er kein Geld nehmen würde, aber er nannte einen erstaunlich hohen Preis. Ich bezahlte und stieg aus; als ich mich umdrehte, war das Auto schon nicht mehr zu sehen.
Luzia wartete im Gang vor meiner Wohnungstür. Sie mußte sofort losgefahren sein. Auf sie konnte man sich

verlassen. «Was denn?» fragte sie. «Was?» Sie sah mir aufmerksam ins Gesicht.
Ich öffnete den Mund und schloß ihn wieder.
Sie legte mir die Hände auf die Schultern. «Willst du mir etwas sagen?»
Ich rührte mich nicht. Wir standen immer noch auf dem Gang. Ich holte Luft. Ich schwieg.
Wir gingen hinein. Durch den Flur, durch mein unordentliches Wohnzimmer, und dann, wie immer, ins Schlafzimmer.
Sekunden später lagen wir da, und ich spürte die Festheit ihrer Glieder, sah aus der Nähe die Dunkelheit ihrer Augen. Ihre Hände nestelten an meinem Gürtel, meine Hände glitten unter ihre Bluse, all das ganz von selbst, ohne Zögern und Überlegen, es lief ab wie ohne unser Zutun. Dann die Decke und die Nacktheit und das Keuchen und ihre kräftigen Hände, und sie, die mich, und ich, der sie umklammerte, und dann hatten wir uns schon wieder voneinander gelöst, lagen kraftlos nebeneinander und atmeten schwer. Auf ihrer Haut war ein dünner Film von Schweiß. Der Anblick stimmte mich so zärtlich, daß ich fast Dinge gesagt hätte, die ich kurz darauf wieder hätte zurücknehmen wollen. Trug sie wirklich mein Kind? Aber ich hatte schon zwei, und die waren schwierig und fremdartig genug, sie blickten mich zweifelnd an und stellten Fragen, auf die ich die Antwort nicht wußte, und ich war ihnen kein guter Vater.
«So kann das nicht weitergehen», sagte sie.

Mein Magen krampfte sich zusammen. «Was?»
«Dieser Mollwitz. Du bist zu nett. Du mußt etwas unternehmen.»
Ich schob meine Hand unter ihren Nacken. Wie weich ihre Haare waren. Der goldene Flaum auf ihren Armen. Die sanfte Wölbung ihrer Brust. Alles hätte ich getan für sie und alles aufgegeben.
Alles?
Alles außer eben jener anderen, die mich womöglich in ein paar Minuten oder vielleicht nächste Woche oder nächsten Monat oder irgendwann in diesem Jahr im unpassenden Moment anrufen würde, um mir zu sagen, daß sie mich überraschend besuchen komme und bereits in der Stadt sei, in dieser Straße oder auch schon in diesem Haus, auf der Treppe, gleich vor der Tür. Wäre dies eine Geschichte, dachte ich, der Aufschub hätte keinen Sinn, es würde genau jetzt passieren.
Es läutete. Mit einem Ruck setzte ich mich auf.
«Was ist?» fragte Luzia.
«Die Klingel.»
«Ich habe nichts gehört.»
Ich strich schweigend über ihren Kopf. Noch kann ich alles gestehen, dachte ich, noch bin ich nicht überführt. Würdest du mir verzeihen? Aber ich wußte, sie würde nicht.
Ohne mich angezogen zu haben, ging ich durch den Flur. Wenn ich jetzt öffnete und Hannah draußen stand, was sollte ich tun? Vielleicht gab es einen Weg, mich her-

auszuschwindeln. In Filmen und Boulevardstücken gibt es immer einen, gerade wenn es aussichtslos scheint. Dann finden die Hauptfiguren brillante Ausreden, öffnen und schließen Türen, schieben die eine Frau in dieses, die andere in jenes Zimmer, ja manövrieren veritable Gruppen von Leuten in kleinsten Räumen hin und her, ohne daß einer dem anderen begegnet. Ein ganzes Genre war darauf spezialisiert. Man konnte es wohl auch tun, wenn man die Entschlossenheit dafür besaß. Fast alles ließ sich hinbekommen mit der nötigen Kraft. Selbst ein verdoppeltes Leben. Aber wer hat sie schon, fragte ich mich, während ich nackt im Flur stand; wer hat schon diese Kraft? Ich faßte nach der Klinke. Auch die Gewißheit, daß nichts mehr zwischen einem selbst und der Katastrophe steht, gibt Sicherheit. Einen Moment zögerte ich noch. Weshalb nicht gleich die größere Szene, die stärkere Wirkung? Wenn Hannah da draußen stand, warum nicht auch die Kinder, warum nicht dazu meine Eltern, eigens angereist aus ihrem dunklen Pensionistenheim, und wenn wir schon dabei waren, warum nicht Lobenmeier, Hauberlan und Longrolf von der Revision, warum nicht auch Mollwitz; alle gekommen, um mich ohne Kleidung zu sehen, ohne Geheimnis, Schein, Phantasie und Trug, ganz so, wie ich wirklich war?
«Kommt herein.» Ich öffnete die Tür. «Kommt nur alle herein!»

Ich dachte, wir stürzen ab. Mein Gott, hast du so etwas schon erlebt?»
Elisabeth schüttelte den Kopf. Diesmal hatte auch sie mit dem Schlimmsten gerechnet: Das winzige Flugzeug hatte ächzend auf den Windböen gelegen, die Medizinpakete waren im nach Metall und Öl riechenden Frachtraum hin und her geflogen. Einer der Ärzte war an der Stirn getroffen worden, und sie hatten ihm einen Druckverband anlegen müssen, um das Blut zu stillen. Leo aber hatte die ganze Zeit ruhig, bleich und aufrecht dagesessen, auf dem Gesicht ein schmales, verkrampftes Lächeln.
«Ich frage mich», er legte den Kopf in den Nacken, breitete die Arme aus und drehte sich um sich selbst, «warum wir das schön finden. Ein bißchen Gras, ein paar Bäume, viel Himmel. Warum ist das, als käme man nach Hause?»

«Nicht so laut!» Ihr war schwindlig, sie mußte sich für einen Moment auf den Boden setzen: kein Asphalt, nur rötliche Erde, steinhart gepreßt von den Rädern der Flugzeuge. Am Rand der Landebahn warteten zwei Jeeps und mehrere Männer in Uniform. Zwei hatten Maschinenpistolen umgeschnallt.
«Ein Traum aus alten Tagen», sagte Leo. «Millionen Jahre in der Savanne. Alles danach nur eine Episode. Sag mal, ist dir schlecht?»
«Es geht schon», murmelte sie. Mit einem dumpfen Hustgeräusch warf das Flugzeug die Propeller an: ein Rotieren erst, dann ein graues Flimmern. Die Maschine begann zu rollen. Müllner und Rebenthai, die beiden Ärzte, luden die Medikamentenkartons auf die Jeeps. Dann und wann warf einer von ihnen einen skeptischen Blick auf Leo. Niemandem hatte es gefallen, daß Elisabeth diesmal in Begleitung gekommen war. Das war nicht üblich, das machte man nicht; und wenn jemand herausfinden würde, daß es sich bei dem nervösen Gast um einen Schriftsteller handelte, dessen Beruf darin bestand, auszuplaudern, was er sah, hätte man es ihr erst recht nicht verziehen. Aber Leo hatte nun einmal darauf beharrt; er wolle, hatte er immer wieder gesagt, auch ihre Welt kennen, und es könne doch nicht sein, daß das richtige Leben weiter vor ihm davonlaufe. Da hatte sie ihn, vielleicht weil sie ihm dieses richtige Leben endlich zeigen wollte, vielleicht, weil sie neugierig war, wie er sich unter wirklichem Druck verhielt, vielleicht aber auch bloß, weil sie

ihm keinen Wunsch abschlagen konnte, einfach mitgenommen.
«Ist das eine echte Waffe?» fragte er die beiden Ärzte. «Die der Mann dort drüben trägt, da, sehen Sie, der im Jeep? Ist die echt?»
«Na was glauben Sie?» sagte Müllner. Er war ein großer, wortkarger Schweizer, der lange im Kongo gearbeitet und dort Dinge erlebt hatte, über die er nicht sprach. Als er während des Flugs von der Kiste am Kopf getroffen worden war, hatte er nicht einmal gestöhnt.
«Lassen Sie mich helfen!» Leo riß ihm die Kiste aus der Hand und wuchtete sie auf die Ladefläche. Glas klirrte.
«Haben Sie Hemingway gelesen? Ich denke hier ständig an Hemingway. Können Sie hier arbeiten, ohne an ihn zu denken?»
«Doch», sagte Müllner. «Schon.»
«Aber das», Leo wies auf die bewaffneten Männer, dann das Flugzeug, das gerade am Ende der Landebahn wendete, «ist doch wie geradewegs aus einem seiner Bücher!»
«Nicht zeigen, bitte!» sagte Rebenthal.
«Was?»
«Zeigen Sie nicht mit dem Finger.»
«Die könnten wütend werden», sagte Müllner. «Das wollen Sie sicher nicht.»
«Aber das sind doch Ihre Leute!»
«Leo», sagte Elisabeth. «Bitte.»
«Aber-»
«Sei ruhig und setz dich in den Jeep!»

Wie sollte sie es ihm erklären? Wie einem Außenstehenden begreiflich machen, welche Kompromisse man eingehen mußte, wenn man in einem Kriegsgebiet arbeitete, wie ihm sagen, daß man einfach die gerade etwas weniger mörderische Fraktion oder die, die man dafür hielt, und im Notfall einfach irgendeine dafür bezahlte, daß sie einen beherbergte und schützte. Schon mehrmals hatte sie im Camp der Mörder gelebt, hatte deren Brot und Suppe gegessen und dann in zerstörten Dörfern die Menschen verarztet, die ihre Gastgeber am Leben gelassen hatten. Nichts war sauber, keine Entscheidung klar, man konnte nur versuchen, den Verletzten zu helfen und keine Fragen zu stellen.
«Schau!» rief Leo.
Sie folgte seinem Blick. Am Ende der Startbahn löste sich das Flugzeug vom Boden, stieg, schrumpfte und verschwand im Flammenkranz der Sonne.
«Hier abstürzen», sagte er. «Das wäre was. Macht sich gut in der Biographie. Verschollen in Afrika.»
Elisabeth zuckte die Achseln.
«Seitdem Maria Rubinstein vor einem Jahr verschwunden ist, sind ihre Bücher in Mode wie noch nie. Jetzt wollen sie ihr sogar in Abwesenheit den Romner-Preis geben. Mein Gott, stell dir vor, ich wäre damals hingeflogen. Dann wäre jetzt vielleicht ich und nicht sie ... Ich frage mich immer noch, ob ich mich schuldig fühlen sollte.»
Elisabeth wiegte den Kopf Sie hatte keine Ahnung, wovon er sprach.
Dann saßen sie zusammengedrängt im Jeep und fuh-

ren durch hohes Gras. Der Wind strich ihnen durch die Haare, es roch nach Erde, die Sonne stand riesenhaft über ihnen; so hell war es, daß man die Augen zusammenkneifen mußte und alle Dinge sich in Licht auflösten. Leo rief etwas, sie verstand es nicht. Aus der Ferne hörte sie dunkel rollenden Donner.
«Wie bitte?» rief sie.
«Zum ersten Mal wirklich!» brüllte Leo.
«Was?»
«Ich kann mich nicht erinnern, wann etwas je so wirklich war.»
Sie wollte gar nicht wissen, was er meinte, sie mußte an andere Dinge denken. Morgen würde sie die ersten Verwundeten behandeln, und sie wußte, daß etwas in ihr ab diesem Moment nichts mehr empfinden würde. Alles würde dann weich und wattig sein, und während sie tat, was zu tun war, gäbe es in ihrem Inneren nur dumpfe Taubheit. Wie oft hatte sie eigendich schon entschieden, in Europa zu bleiben und diese Arbeit nicht mehr zu machen? Neben ihr holte Leo seinen Notizblock hervor und begann zu kritzeln. Was glaubte er denn, hielt er sich jetzt für Andre Malraux? Sie schielte ihm über die Schulter, aber sie erkannte bloß ein paar Wörter: Wohnzimmer ... Fernseher ausschalten ... Spielplatz ... Nachbarin.
Er drehte sich um und sah ihren Blick. «Nur ein Einfall!» rief er. «Eine Idee.»
Im Gras tauchte für einen Augenblick der gefleckte Kopf einer Hyäne auf. Der Soldat hinter ihnen zielte mit

der Waffe, aber er schoß nicht, und schon waren sie vorbei. Leo notierte weiter, und sie konnte nicht anders, als weiter auf seinen Block zu starren. Ihre alte Befürchtung, daß er sie in eine Geschichte einfügen und eine verquere, nach seinen Zwecken umgeformte Kopie von ihr erschaffen würde: der Gedanke war unerträglich. Aber wann immer sie davon sprach, wich er aus oder wechselte das Thema.
Drüben in der Hauptstadt hatte er sich merkwürdig besonnen verhalten. Bei ihren Gesprächen mit zwei Ministern hatte er danebengestanden, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und doch kein einziges Wort versäumt. Als zwei Tage lang kein Leitungswasser geflossen war, hatte er sich wie sie alle, ohne zu protestieren, zuerst mit Mineralwasser und dann gar nicht mehr gewaschen, und an ihrem letzten Tag hatte er ihren Fahrer heimlich dafür bezahlt, ihn durch jenen Slum zu fahren, wo gerade die schlimmsten Ausschreitungen stattgefunden hatten. Erst danach war es ihr zu Ohren gekommen. Angeblich war Leo sogar ausgestiegen und hatte Leute befragt. Woher nahm er plötzlich diesen Mut? Es paßte nicht zu ihm. Wieder donnerte es in der Ferne. Unwillkürlich sah sie empor, aber da waren nur ein paar verloren hohe Wölkchen.
«Ich habe noch nie Schüsse gehört», sagte Leo. «Artillerie?»
«Panzer», sagte Müllner.
Natürlich! Sie schloß für einen Moment die Augen.
War es möglich, daß er das erkannt hatte und sie nicht?

Das Dorf war nur eine Ansammlung von Wellblechhütten. Zwei rostige Jeeps standen schief im Gras, ein Dutzend Männer, die Waffen in Bereitschaft, saßen gähnend um eine kalte Feuerstelle. Eine Ziege roch bedächtig an einem Erdhaufen. Drei Europäer kamen gebückt aus einem der Häuser: eine kleine Dame, Mitte fünfzig, mit Brille und Strickweste, ein Mann in Uniform mit dem UN-Zeichen auf der Brust und hinter ihnen eine Frau mit braunen Haaren, schlank und groß gewachsen, von außergewöhnlicher Schönheit.
«Riedergott», sagte die kleine Dame. Elisabeth brauchte einen Moment, um zu verstehen, daß sie sich vorgestellt hatte. «Klara Riedergott, Rotes Kreuz. Gut, daß Sie da sind.»
«Rotmann», stellte sich der Mann vor. «UNPROFOR. Die Lage ist völlig instabil. Ich weiß nicht, wie lange wir die Präsenz noch aufrechterhalten können.»
Ein Telefon läutete, alle blickten fragend um sich, schließlich zog Leo mit entschuldigendem Lächeln sein Gerät hervor. Wie seltsam, daß es hier Empfang gab! Er wandte sich ab und begann leise zu sprechen.
«Sind wir uns nicht schon begegnet?» fragte Elisabeth.
»Ich wüßte nicht, wo», sagte Frau Riedergott.
«Doch», sagte Elisabeth. «Sicher. Vor gar nicht langer-»
«Ich sagte schon.» Frau Riedergotts Lächeln war unbewegt starr. «Ich wüßte nicht, wo!»
Elisabeth bemerkte, daß die braunhaarige Frau sie an-

sah. Eine Ausstrahlung von Intelligenz und Geheimnis umgab sie. Aus irgendeinem Grund schien sie hier die wichtigste Person zu sein. Man konnte kaum den Blick von ihr wenden.
«Den Elmitz-Karner-Preis», rief Leo.
«Bitte?»
«Ich bekomme den Elmitz-Karner-Preis. Sie wollten wissen, ob ich annehme. Ich habe gesagt, an solchen Blödsinn kann ich jetzt nicht denken.»
«Und?»
«Was weiß ich. Wahrscheinlich kriegt ihn nun ein anderer. Kann mich jetzt einfach nicht darum kümmern. Die müssen mich mit jemand verwechseln, dem es nicht egal ist.»
Elisabeths Blick wanderte wieder hinüber zu der Frau. Was in aller Welt ging hier vor? Ihr Verdacht war noch vage, sie konnte ihn nicht formulieren. In diesem Moment flackerte der Horizont auf, trotz des hellen Tags, und ihr war, als ob der Boden geschwankt hätte. Instinktiv duckten sich alle. Erst Sekunden später hörten sie den Knall. Ich hätte ihn nicht herbringen dürfen, dachte sie, es ist zuviel für ihn. Aber Leo sah gefaßt und aufmerksam aus, nur seine Lippen zitterten ein wenig.
«Ich denke nicht, daß sie auf uns zukommen», sagte er. «Sie rücken nach Norden vor. Vermutlich ziehen sie weiter.»
«Sieht so aus», sagte Rotmann.
«Man weiß nie», sagte Rebenthal.

«Woher», fragte sie, «weißt du denn, wo Norden ist?»
«Gibt es hier Elefanten?» fragte Leo.
«Sind alle über die Grenze», sagte Rotmann. «Vor dem Krieg geflohen.»
«Da komme ich nach Afrika», sagte Leo. «Da sterbe ich vielleicht in Afrika. Und sehe keine Elefanten.» Er lächelte hinüber zu der braunhaarigen Frau. Sie erwiderte seinen Blick. Eine Vertrautheit jenseits aller Worte lag darin, ein vollkommenes gegenseitiges Verstehen, wie man es nur zwischen Menschen sieht, die einander bis ins Innerste kennen.
Elisabeth spürte, wie ihr Puls schneller wurde. «Jemand muß die Medikamentenbestände sortieren», sagte Rotmann zu ihr. «Helfen Sie mir dabei?» Und es stimmte ja, jetzt war nicht die Zeit, über diese Dinge nachzudenken, jetzt gab es Arbeit.
Sie setzten sich zu zweit in den heißen Innenraum einer Hütte und sortierten Injektionsphiolen. Rotmann kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Er atmete schwer. Auf seinem Schnurrbart standen Schweiß perlen.
«Wieso eigentlich UNPROFOR?» fragte Elisabeth plötzlich.
«Bitte?»
«Die UNPROFOR war in Jugoslawien. Schutztruppen der Vereinten Nationen müßten hier eine andere Bezeichnung tragen.»
Er schwieg ein paar Sekunden. «Dann habe ich mich

wohl versprochen.» Er lachte gepreßt. «Ich werde ja wohl wissen, für wen ich arbeite.»
«Und für wen arbeiten Sie?»
Er sah sie ratlos an. Von draußen kam wieder Geschützlärm. Die Tür ging auf, die braunhaarige Frau trat ein und beugte sich über die Medikamente.
«Wir haben uns noch nicht vorgestellt.» Elisabeth hielt ihr die Hand hin und nannte ihren Namen.
«Entschuldigen Sie.» Ein Händedruck, sanft und kräftig zugleich. «Freut mich so sehr. Ich bin Lara Gaspard. »
«Sie sind ... » Elisabeth rieb sich die Stirn. «Waren Sie nicht ... in Amerika?»
«Eine lange Geschichte. Sehr verwickelt. Mein ganzes Leben besteht aus verwickelten Geschichten.»
«Erstaunlich», sagte Rotmann, «wie ähnlich Sie beide sich sehen.»
«Finden Sie?» fragte Lara.
Elisabeth stand auf und ging wortlos hinaus.
Sie lehnte sich an die Blechwand. Es war immer noch heiß, aber das Licht verlor sich von Minute zu Minute. Gleich würde es dunkel sein, nahe dem Äquator ging das sehr rasch. Erst nach ein paar Sekunden bemerkte sie, daß Leo neben ihr stand.
«Das alles passiert nicht wirklich», sagte sie. «Oder?»
«Hängt von der Definition ab.» Er zündete sich eine Zigarette an. «Wirklich. Dieses Wort heißt so viel, daß es gar nichts mehr heißt.»
«Deswegen bist du so souverän. So besonnen und al-

lern gewachsen. Das hier ist deine Version, das ist das, was du daraus gemacht hast. Aus unserer Reise damals und aus dem, was du über meine Arbeit weißt. Und natürlich ist Lara da.»
«Lara ist immer da, wenn ich da bin.»
«Ich wußte, du machst das mit mir. Ich wußte, ich komme in eine deiner Geschichten! Genau das wollte ich nicht!»
«Wir sind immer in Geschichten.» Er zog an der Zigarette, der Glutpunkt leuchtete rot auf, dann senkte er sie und blies Rauch in die warme Luft. «Geschichten in Geschichten in Geschichten. Man weiß nie, wo eine endet und eine andere beginnt! In Wahrheit fließen alle ineinander. Nur in Büchern sind sie säuberlich getrennt.»
«Das mit der UNPROFOR hätte dir nicht passieren dürfen. Schon mal von Recherche gehört?»
«Ich bin nicht diese Art von Autor.»
«Mag sein», sagte sie. «Und ich werde dich verlassen.»
Er sah sie an. Sie spürte, wie eine Welle aus Traurigkeit sich in ihr hob. Wieder flackerte der Horizont. Dort draußen war Tod, dort war die Wirklichkeit so grell und schmerzhaft, daß man dafür keine Sätze mehr finden konnte. Ganz gleich, ob er es sich ausgedacht hatte oder ob sie tatsächlich hier war - es gab Orte des reinen Schreckens, und es gab Plätze, wo alle Dinge nichts anderes waren als sie selbst.
«Aber nicht jetzt», sagte er. «Nicht in dieser Geschichte.»

Eine Weile schwiegen sie. Vor ihnen hatten die uniformierten Männer die Feuerstelle in Brand gesetzt. Nun saßen sie um die Flammen und redeten leise in ihrer Sprache. Dann und wann lachte jemand auf.
«In Wirklichkeit würdest du jedenfalls keinen Preis ablehnen. Gib mir eine Zigarette.»
«Das war meine letzte.»
«Nichts zu machen?»
Er schüttelte den Kopf. «Mein Gott, nein. Dabei bräuchte ich dringend mehr, ich bin höllisch nervös.»
Sie blinzelte, aber sie konnte ihn kaum mehr sehen. Er kam ihr nicht real vor, fast durchsichtig schon und nur mehr wie ein Statthalter seiner selbst. Und drinnen in der Hütte, das wußte sie, waren inzwischen Lara Gaspards Gegenwart und Charisma nur noch stärker geworden.
«Die arme Frau Riedergott! Mußtest du die wirklich auch verwenden?»
«Warum nicht?» Seine Stimme war beinahe körperlos, sie schien von überallher zu kommen und war doch kaum zu hören im Abendwind. «Ich fand sie sehr brauchbar.»
«Brauchbar. »
«Ist das schlimm?»
Sie zuckte die Achseln und ging wieder hinein. Lara Gaspard hielt einen Bleistift in der Hand und zeichnete mit träumerischer Konzentration in einen Skizzenblock. Wie anmutig sie aussah! Neben ihr las Rotmann in einem abgenutzten französischen Taschenbuch: L'art d'etre soi-

meme von Miguel Auristos Blancos. Müllner und Rebenthai spielten Karten mit einem der Milizsoldaten.
«Manchmal gibt er aus», flüsterte Müllner. «Manchmal wir, dann sehen wir die Karten an, und dann sagt er uns, wer gewonnen hat. Was zum Teufel ist das für ein Spiel?»
Elisabeth hob die Schultern, um zu zeigen, daß sie keine Ahnung hatte, was für ein Spiel es war. Sie setzte sich und lehnte den Kopf an die Wand. Sie war todmüde, aber sie wollte wach bleiben. In was für Träumen würde sie sich finden, sobald sie eingeschlafen war? «Wo ist eigentlich Leo?»
Müllner sah auf «Wer?»
Elisabeth nickte. So machten sie es wohl, so stahlen sie sich aus der Verantwortung. Schon war er überall und hinter den Dingen und über dem Himmel und unter der Erde wie ein zweitklassiger Gott, und es gab keine Möglichkeit mehr, ihn zur Rechenschaft zu ziehen.
«Wir sollten schlafen gehen.» Lara Gaspard schlug den Block zu. «Morgen wird ein schwerer Tag.»
Elisabeth schloß die Augen. Allerdings, wenn dies eine Geschichte war, so würde etwas passieren und es würde schwer werden, und wenn es nicht schwer werden würde, dann war es keine Geschichte. Wohin der Schlaf sie schikken mochte? Plötzlich war es ihr egal. Ihr Telefon läutete. Sie achtete nicht darauf